

Das Paradies der Nahe.

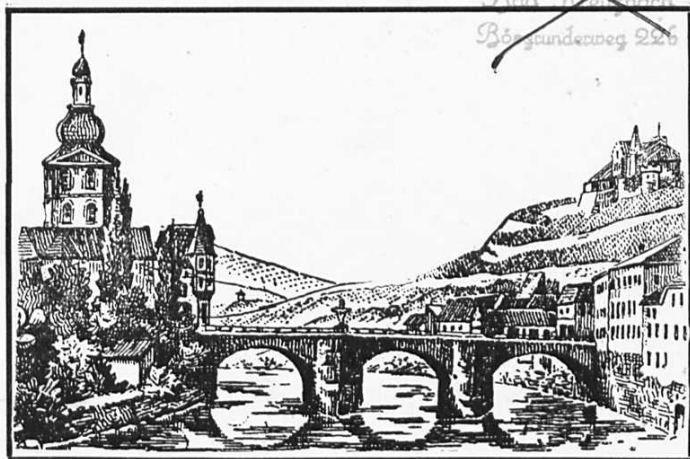
:: Von Dr. Lorenz Schmitt-Heddesheim. ::



Sonderabdruck aus dem
„Oeffentlichen Anzeiger“
:: Kreuznach 1909. ::

~~Luise Mauer
Bad Kreuznach
Börsgrabenweg 226~~

Woyt



Das Paradies der Nahe.

Von Dr. Lorenz Schmitt-Heddesheim.

HK 5a ✓

**Verein für Heimatkunde e. V.
für Stadt und Kreis Bad Kreuznach**

Sonderabdruck aus dem *Öffentlichen Anzeiger*
Kreuznach 1909.

Meinem lieben Onkel
Herrn Josef Kloeckner
in Oshkosh, Wisconsin.

Lieber Onkel Joe!

Gar manches Mal hast Du und die anderen Landsleute, die an den Seen Winnebago und Michigan eine neue Heimstätte gefunden haben, sehnsüchtig über die Wellen geschaut und im Geiste die Lande durchheilt und den weiten Ozean bis zum Ufer des Rheins und zu dem friedlichen Tale, wo die lustig plätschernde Nahe aus den Tagen der Kindheit erzählt. Woher kommt doch jenes Sehnen, das die Seele mit geheimnisvollen Fäden immer wieder zu der Stätte zieht, wo sie mit der sterblichen Hülle sich einst verband, selbst wenn noch so trübe Erinnerungen an die heimische Scholle geknüpft sind?

Nicht vielen Landsleuten ist es vergönnt gewesen, die Heimat wiederzusehen oder nur mit ihr in näherer Beziehung zu bleiben. Und doch wie sehr hängen sie an ihr! Mit welcher Teilnahme und Neugier fragen sie nach Freunden und Bekannten, selbst nach unscheinbaren Einzelheiten, der Binde vor der Schenke, dem Brunnen auf dem Dorfplatze, dem Steine oder der Bank vor dem Hause, woran sich ja für sie so manche süße Erinnerung bindet. — Die vielen Fragen der Landsleute, die ich mit Dir oder der Tante besuchte, als ich vor nunmehr 4 Jahren am Gestade des Winnebago weilte, waren es denn auch, die mich veranlaßten, tiefer über die Heimat nachzudenken, und den Entschluß reifen ließen, ein kleines Bild von dem Nahetale zu zeichnen, das den Landsleuten in der Ferne erzählt, was aus ihrer Heimat geworden ist, und denen, die am Nahestrande geblieben sind, einige Gedanken zum Nachsinnen geben mag.

Anders geartet ist das Leben im Land der „unbegrenzten Möglichkeiten“. Selbst der Himmel scheint sich dort weiter zu dehnen als hier. Die Natur verstand es dort kaum ein

Miniaturbild hervorzubringen, sondern schuf alles im großen Stile: Riesige Flüsse durchziehen die Riesenebenen, aus denen fast unvermittelt Riesenberge emporsteigen. Glühende Sommer wechseln mit eisigen Wintern, und alles daniederstürzende Orkane durchbrechen Totenstille. Riesen schnell schießen Städte hervor mit ihren breiten Straßen und wolkenbrechenden Bauten. Da, wo Du vor ein paar Jahrzehnten noch die Wigwams der Rothhäute sahst, erhebt sich jetzt schon eine Stadt mit über 40 000 Einwohnern, während das nicht weit entfernte Chicago in der gleichen Zeit zu einer Riesenstadt herangewachsen ist.

Fast klein und eng scheinen unsere Verhältnisse, die in Vielen noch an die Väterzeit erinnern. Gar manches Mal hast Du gelächelt über die Direktoren aller Arten, die vielen Doktoren und Professoren, die Räte aller Klassen, wirkliche und geheime, über die Frau Ober- und Hauptlehrer, die Frau Wacht- und Rentmeister. Wie majestätisch schreitet auch die Frau Geheimrat neben der Missis Miller oder der Herr Oberregierungsrat neben Mister John! Die Titelsucht ist so eine der Schwächen, die dem Ausländer am meisten auffällt. Leider hat sie auch an den Ufern des Rheins aufs neue Einzug gehalten und droht sogar den Osten zu überbieten. Gewiß, es fehlt uns an Schwächen nicht. Es wäre wohl auch zu langweilig auf der Welt, wenn alles vollkommen wäre. Ihr habt drüben ebensoviel Schattenseiten. Man darf sogar behaupten, daß unsere sittlichen Anschauungen idealer sind als die der Amerikaner. Wir sind freilich auch moderner geworden und, wie Du angesichts unserer Ringe und Aktiengesellschaften meintest, nicht weniger „gerissen“ als die Yankee. Freilich auch bei uns ist moderner Schwindel und gewisses Prokentum, wie manche sagen, eingekehrt. Wir bauen Häuser aus zerbrechlichen Ziegelsteinen und geben ihnen durch eine Zementschicht ein solides und prunkvolles Aussehen. Wir geben Soupers mit drei und mehr Gängen und feinen Weinen, um uns am nächsten Tage mit Butterbrot und Käse oder kaltem Aufschnitt zu bescheiden, wenn nicht bald eine gewisse Magerkeit des Geldbeutels zu beklagen sein soll. Wir

kleiden uns nach dem neuesten Schnitt und prunken gern in der Oeffentlichkeit, um „Eindruck zu schinden“. Erklärlich ist das Prozen bei Neulingen, die etwas unerwartet schnell zu Geld gekommen sind und es noch nicht richtig zu schätzen oder zu verwerten verstehen. Deine Landsleute drüben sind freilich noch größere Prozen; aber ihnen steht das Prahlen vielleicht insofern besser an, als ihr Land das unsrige 17 Mal an Ausdehnung übertrifft, seine reichen Schätze aber auf nur 16 Millionen mehr Bürger sich verteilen. Unser Reichthum bleibt zwar hinter dem eurigen nicht weit zurück; er ist sogar idealer oder moralischer, gleichviel wie man es nennen mag, insofern als er weniger auf glücklichen Zufällen — von „tainted money“, beflecktem Golde, will ich gar nicht reden — als auf angestrongter, regstamer Tätigkeit unsrer großen Masse beruht und in weniger schreiendem Gegensatz wie bei euch verteilt ist. Insofern hat das Streben, das Leben zu genießen, wie es in Deutschland sichtlich ist, auch sein Gutes, ist vielleicht noch besser als die Sitte unserer französischen Nachbarn, die sich ein Sümmdchen ersparen, um sich möglichst bald in bescheidenen Ruhestand setzen zu können.

Wir dürfen daher auch getrost in die Zukunft blicken, vielleicht mit mehr Hoffnung als Ihr, da wir auf einem sicheren Boden stehen, auf dem einer zweitausendjährigen Erfahrung. Die Vergangenheit ist es ja auch, die unser Land doppelt lieb macht, auch wenn sie nicht immer schön war. Der Hudson kann sich an Schönheit mit dem Rheine messen, aber es fehlt ihm das reiche Gewebe der Sage und Geschichte, das über die Ufer des Rheines jenen anmutigen Schleier ausbreitet, den selbst lärmende Fabriken nicht zu zerreißen vermögen. Graues Altertum und moderne Zeit reichen sich hier liebend die Hände. Den ehrwürdigen Dom umkreist der Lentbare!

Denkst Du noch daran, wie wir voriges Jahr zu Kreuznach vergebens auf Zeppelin gewartet haben, und Du schließlich meintest, der hätte uns nur „uzen“ wollen? Heute ist das Ziel erreicht. Stetig und sicher geht unsere Entwicklung vor sich. Du hast selbst gesehen, wie auch unser Nahetal sogar

ohne eine alles umwälzende Industrie sich seit Deiner Jugendzeit bedeutend entwickelt hat. Manches bleibt freilich noch zu wünschen übrig. Nicht allzu günstig ist leider die wirtschaftliche Lage. Alte Auswanderer haben sogar verneint, daß die Nahe ein „Paradies“ ist. Wohl, ich habe die Augen den Schattenseiten gegenüber nicht geschlossen. Liebe zur Heimat hat diese Zeilen beseelt; aber diese Liebe war nicht blind. Wenn wir den Sitz der Krankheit erkennen und uns offen darüber aussprechen, können wir leichter Heilung finden. An gutem Willen fehlt es nicht. Ein gewaltiger Fortschritt ist bereits zu verzeichnen, und daher dürfen wir auch das Beste für die Zukunft hoffen.

Diesen Fortschritt verdanken wir dem neugeeinten Vaterlande. Das erkennen wir gar wohl. Wenn wir auch einen stark ausgeprägten Lokalpatriotismus haben, so können wir doch über die engeren Grenzen hinausschauen. Leider ist es unseren Vorfahren, die über den Ozean pilgerten, nicht vergönnt gewesen, deutsche Staaten zu gründen. Es fehlte ihnen die politische Schulung. Auch hatten sie kein Vaterland, das sie von Herzen lieben, und von dem sie mit Begeisterung ein Abbild schaffen konnten. Heute wäre es wohl anders. Daher ist es schon hoch anzurechnen, wenn die alten Auswanderer ihr deutsches Wesen bewahrt und ihren Kindern als Erbe hinterlassen haben. Den Deutsch-Amerikaner zieht es ja immer nach Deutschland. Auch Du hast Tränen vergossen, als Du der Heimat wieder Lebwohl sagen mußtest. Es gibt ja nur ein Deutschland. Und diesem Deutschland, so wie es ist, mit allen seinen Licht- und Schattenseiten gilt unsere Liebe auf immer!

Auf Wiedersehen!

Dein Neffe.

Marburg, den 15. Sept. 1909.

Als nach dem Sündenfalle des Menschen die Engel das Paradies in einem großen Tuche gen Himmel trugen, entglitt einem von ihnen ein Zipfel, und ein Stückchen Paradies fiel zur Mutter Erde zurück. Und sieh! Es sank gerade da nieder, wo heute die liebliche Nahe dem Vater Rheine zueilt. — So erinnere ich mich vor Jahren in einer Beschreibung des Nahetals gelesen zu haben. Die Sage ist zwar alt und auch schon von anderen reizenden Flecken der Erde erzählt worden; indes der Nahegau darf wohl einen besonderen Anspruch auf sie erheben wegen seiner reichen, anmutigen Schönheit.

Wer nach jahrelanger Abwesenheit und weiten Wanderungen in der Welt die freundlichen Thäler und rebumkränzten Höhen der Nahe wieder sieht, die Stätten, die er mit den Augen des Kindes und der alltäglichen Gewohnheit beurtheilte, ist überrascht von der Schönheit seiner Heimat. Welch herrlicher Blick von der Höhe am Rande des Schemel! Zu den Füßen in bunter Abwechslung wohlbestellte Gefilde, aus dem Tale sanft ansteigend ein weites Nebengelände, in der Ferne die rheinischen Berge und die dunklen Forsten des Soon. Wie bezaubernd der Blick von den Trümmern der Ebernburg, der „Herberge der Gerechtigkeit“! Tief unten murmeln die Wellen der Nahe, trotzig ragen die rötlichen Felsmassen des Rheingrafenstein gen Himmel, und sinnenden Auges schaut Sickingen hinein in die Pfälzischen Lande, angefeuert durch des heißspornigen Freundes freiheitsglühenden Aufruf zum Kampfe. Und wie sinnig die Felsengrotte zu Oberstein, die erzählt von wildaufbrausenden und reuevollen Taten der Ritterzeit!

Es ist ein altes Lied: Da droben hausten zwei Brüder; die liebten dieselbe Maid. Die Eifersucht übermannt den schwarzhaarigen Wyrich mit den feurigen Augen, und in rasender Wut stürzt er den Bruder den steilen Felsen hinab. Kaum ist die grausige Tat vollbracht, raust Cain verzweiflungsvoll sein Haar und stürmt fort ins Gebirge. Der Zufall führt ihn an den Sarg der Geliebten, die im Gram um den Ermordeten geistumnachtet dahingewelkt ist. Voll wilden Schmerzes flieht der Mörder, kämpft gegen die

Sarazenen, büßt jahrelang in der Gefangenschaft, kehrt endlich in die Heimat zurück, und da, wo ein Felsvorsprung den Leib des Bruders zerschellt hat, meißelt er mühevoll eine Höhle in das harte Gestein und erbaut daselbst eine Kapelle, in der die Gebeine des Bruders eine Ruhestätte finden. Zum Zeichen der Versöhnung läßt der Himmel eine Quelle aus dem Felsen hervorsprudeln. Leblos sinkt der Ritter zu Boden und wird mit dem Bruder im Grabe vereint.

Ein echter Typus des Naheländers ist jener Ritter. Heißes Blut wallt in den Adern, gleich als ob mit der Rebe von den Römern auch südländisches Temperament mit verpflanzt worden wäre. Ein frisch-fröhlicher Geselle ist's mit feurigen Augen, schnell fertig mit der Zunge und rasch mit der Hand zur That und doch wieder so treuherzig und gut, stets gerne zu Hilfe bereit. Echt rheinische Gemüthlichkeit ist dort zu Hause und vor allem die vielgepriesene Tugend der Ahnen, die Gastfreundschaft. Wie herzlich ein Empfang im Nahetal! Wie bald fühlt man sich heimisch! kaum sind wir begrüßt, und schon eilt der Hausvater hinab zum Keller, vom Besten zu holen, von dem er sich selber nur bei festlichen Gelegenheiten gönnt, und die Mutter ist eifrig beschäftigt in der Küche. Sie setzen ihren Stolz darein, den Gast nach Kräften zu bewirten.

Doch einen andern will ich von den Landsleuten an der Nahe erzählen lassen, unsern Dichter Goethe, der sie das erste Mal vermutlich näher kennen lernte, als er am 16. August 1814 das Rochusfest zu Bingen besuchte, von dem er ein so anschauliches Bild entwirft: Den Berg hinauf ziehen Prozessionen frommer Pilger, nach Städten und Dörfern unterschieden, singend und betend, mit Fahnen und Standarten, mit Statuen der Mutter Gottes und anderer Heiligen, getragen von Jungfrauen in weißen Kleidern mit flatternden Schleifen. Unfern der Kapelle stehn Buden, gelbe, weiße und gemalte Kerzen werden hier verkauft, Bilder, Gebetbücher und Rosenkränze aller Art. Aber auch für Lebensfreude und Lust ist gesorgt: Spielsachen und Galanteriewaren, Wecken, Semmeln, Pfeffernüsse und Buttergebäckenes. Bänke, Gezelte und Schirme sind aufgereiht. Willkommener Geruch gebratenen Fettes steigt empor. An einem glühenden Aschenhaufen brät die junge Wirtin, eine Metzgerstochter, frische Würste — wie heute noch, nur nicht so modern.

Doch lassen wir den Dichter selbst weiter erzählen: „Auch wir, mit fetter, dampfender Speise nebst frischem, trefflichem Brot reichlich versehen, bemühten uns, Platz an einem geschirmten, langen, schon besetzten Tische zu nehmen. Freundliche Leute rückten zusammen, und wir erfreuten uns angenehmer Nachbarschaft, ja liebenswürdiger Gesellschaft, die von dem Ufer der Nahe zu dem (nach den Napoleonischen Kriegen) erneuten Feste gekommen war. Muntere Kinder tranken Wein wie die Alten. Braune Krüglein mit weißem Namenszug des Heiligen rundeten im Familienkreise. Auch wir hatten dergleichen angeschafft und setzten sie wohlgefüllt vor uns nieder“.

Wissensdurstig erkundigt sich nun der Dichter nach den Achaten zu Oberstein, den Quecksilberminen zu Muschellandsberg, verzeichnet Bauernregeln und sprichwörtliche Wetterprophezeiungen ins Taschenbuch, kurz er unterhält sich aufs beste. Die Stimmung war vorzüglich. Der Genuß des Weines war ja durch die Gespräche nicht unterbrochen. „Wir sendeten unsere leeren Gefäße zu dem Schenken, der uns ersuchen ließ, Geduld zu haben, bis die vierte Ohm angesteckt sei. Die dritte war in der frühen Morgenstunde schon verzapft. — Niemand schämt sich der Weinlust, sie rühmen sich einigermassen des Trinkens. Hübsche Frauen gestehen, daß ihre Kinder mit der Mutterbrust zugleich Wein genießen. Wir fragten, ob denn wahr sei, daß es geistlichen Herren geglückt sei, acht rheinische Maß, das heißt sechzehn unserer Buteillen, in vierundzwanzig Stunden zu sich zu nehmen? Ein scheinbar ernsthafter Gast bemerkte, man dürfe sich zu Beantwortung dieser Frage nur der Fastenpredigt ihres Weihbischofs erinnern, welcher, nachdem er das schreckliche Laster der Trunkenheit seiner Gemeinde mit den stärksten Farben dargestellt, also geschlossen habe: „Ihr überzeugt euch also hieraus, andächtige zu Neu' und Buße schon begnadigte Zuhörer, daß derjenige die größte Sünde begeht, welcher die herrlichen Gaben Gottes solcherweise mißbraucht. Der Mißbrauch aber schließt den Gebrauch nicht aus. Stehet doch geschrieben: Der Wein erfreut des Menschen Herz! Daraus erhellet, daß wir, uns und andere zu erfreuen, des Weines gar wohl genießen können und sollen. Nun ist aber unter meinen männlichen Zuhörern vielleicht keiner, der nicht zwei Maß Wein zu sich nähme, ohne deshalb gerade einige Verwirrung seiner Sinne zu spüren; wer jedoch bei

dem dritten oder vierten Maß schon so arg in Vergessenheit seiner selbst gerät, daß er Frau und Kinder verkennt, sie mit Schelten, Schlägen und Fußtritten verlegt und seine Geliebtesten als die ärgsten Feinde behandelt, der gehe sogleich in sich und unterlasse ein solches Uebermaß, welches ihn mißfällig macht Gott und Menschen und seinesgleichen verächtlich. Wer aber bei dem Genuß von vier Maß, ja von fünfen und sechsen noch dergestalt sich selbst gleich bleibt, daß er seinen Nebenchristen liebevoll unter die Arme greifen mag, dem Hauswesen vorstehen kann, ja die Befehle geistlicher und weltlicher Obern auszurichten sich instande findet: auch der genieße sein bescheiden Teil und nehme es mit Dank dahin! Er hüte sich aber, ohne besondere Prüfung weiterzugehen, weil hier gewöhnlich dem schwachen Menschen ein Ziel gesetzt ward. Denn der Fall ist äußerst selten, daß der grundgütige Gott jemandem die besondere Gnade verleiht, acht Maß trinken zu dürfen, wie er mich, seinen Knecht, gewürdigt hat. Da mir nun aber nicht nachgesagt werden kann, daß ich in ungerechtem Zorn auf irgend jemand losgefahren sei, daß ich Hausgenossen und Anverwandte mißkannt, oder wohl gar die mir obliegenden geistlichen Pflichten und Geschäfte verabsäumt hätte, vielmehr ihr alle mir das Zeugnis geben werdet, wie ich immer bereit bin, zu Lob und Ehre Gottes, auch zu Nuß und Vorteil meines Nächsten mich tätig finden zu lassen: so darf ich wohl mit gutem Gewissen und mit Dank dieser anvertrauten Gabe mich auch fernerhin erfreuen“.

Mit sichtlichem Behagen erzählt uns der Dichter diese lustige Geschichte wieder. Wie herzlich mag er gelacht haben mit den weinfröhlichen Tischgenossen! Für viele von ihnen war der Wein ja eine Haupterwerbsquelle, und so war es denn auch selbstverständlich, daß der Wein der Hauptgegenstand der Unterhaltung blieb. Es erhob sich natürlich ein Streit über den Vorzug der verschiedenen Gewächse. Ein Oberingelsheimer behauptete, der ihrige gebe dem Altmannshäuser nicht viel nach. „Der Elser solle köstlich gewesen sein; davon sich jedoch kein Beweis führen lasse, weil er schon ausgetrunken sei Nun rühmte dagegen die Gesellschaft von der Nahe einen in ihrer Gegend wachsenden Wein, der Monzinger genannt. Er soll sich leicht und angenehm trinken, aber doch ehe man sich's versteht, zu Kopfe steigen. Man lud uns darauf ein. Er war zu schön

empfohlen, als daß wir nicht gewünscht hätten in so guter Gesellschaft, und wäre es mit einiger Gefahr, ihn zu kosten und uns an ihm zu prüfen. Auch unsere braunen Krüglein kamen wiederum gefüllt zurück.“

Ob der Dichter noch ein zweites Krüglein bestellte, während er sich die Legende vom heiligen Rochus erzählen ließ? Sicherlich! Ringsum waren ja die Krüglein mit den heiteren, weißen Namenszügen des Heiligen so wohlthätig beschäftigt. Nur allzu schnell verflogen die Stunden in solchem Kreise. Ungern verläßt man sich, „ja man kehrt einigemal gegeneinander zurück, das angenehme Weh eines solchen Abschiedes zu genießen, und verspricht endlich, zu einiger Beruhigung, unmögliches Wiedersehen“.

Ein süße Erinnerung blieb für den Dichter sein Zusammensein mit den Bewohnern des Nahetals. Es war nach den französischen Wirren. Allenthalben sah man noch die Spuren der Verheerungen. Die Kapelle des heiligen Rochus war kaum aus dem Verderben des Krieges wiederhergestellt. Noch standen die Rüststangen, als man nach vierundzwanzig Jahren zum ersten Male wieder das Gotteshaus, das als militärischer Posten durch Bivaks und Pferde-stallung entweiht worden war, von neuem dem Heiligen weihte. Die jungen Leute, die zum Feste gewallt, waren in böser Zeit geboren, und die Greise konnten nur mit Wehmut der vergangenen Zeiten gedenken und mit Nüchternheit sich bewußt werden, daß sie der Friedenszeit, die endlich kam, sich nicht lange mehr zu erfreuen hätten. Und doch welch munteres Leben und Treiben herrscht allenthalben! Wie feuchtfröhlich sind die Pilger! Leichtes Blut rollt durch ihre Adern, ein Erbteil keltischer Seite — ihr Gemüt durchzieht ein leichter Sinn, der selbst in schweren Stunden den Humor nicht zu Hause läßt — ein hervorstechender Charakterzug des Bewohners des Nahegaus. So lange das Leben blüht, freut er sich des bescheidensten Genusses und fügt sich leicht in das Unvermeidliche, das ein unholdes Geschick ihm auferlegt. Nicht leicht verfällt er in stumpfes Brüten oder in mißmutige Verzweiflung. Er weiß sich zu helfen. Wird es ihm gar zu bunt, tritt des Lebens Mühe allzu mächtig an ihn heran, so schnürt er, so lieb ihm auch die heimatliche Scholle ist, sein Bündel und ruft der Nahe ein Lebewohl zu, um draußen das Glück zu versuchen.

Bekannt sind die Massenauswanderungen in der früheren

Zeit. Allzu ungestaltlich war die Heimat geworden. Schrecklich hatten die Soldaten des Sonnenkönigs gehaust. Rheingau und Pfalz sollten zur Wüste werden. Kreuznachs Bürger mußten selbst das Getreide herbeischleppen, das vor ihren Augen von den Franzosen in die Nahe verschüttet wurde und fußhoch den Fluß hinabtrieb, während sie darben mußten. Daher die Auswanderungen solcher Massen. Vor 200 Jahren, im Frühjahr 1709, zogen 13000 Pfälzer, Rheinbessen und Schwaben, durch schmeichelhafte Versprechungen verlockt, nach London. 6000 gingen dort elend zugrunde, andere wurden in dem wenig verheißungsvollen Irland angesiedelt, andere in das Heer gesteckt, während der Rest, 4000 an der Zahl, in Schiffe gepfercht und über den Ocean geschafft wurde, um schon zu $\frac{1}{6}$ insolge schlechter Verpflegung auf der Reise das Leben zu verlieren, oder um an den gefährlichsten Posten im Kampfe gegen die Indianer zu fallen. Trotzdem folgten 11 Jahre später ihnen 10000 andere Pfälzer, die in Frankreich, mit Freudenmädchen und Verbrechern in Schiffe verpackt, nach Louisiana versandt wurden, wo sie dem größten Elend entgegengingen.

Doch immer wieder lockte die neue Welt. Truppenweise wanderten Jahr für Jahr ganze Familien aus. Viele, bar der nötigsten Kenntnisse, betrogen von englischen oder holländischen Schiffern, konnten die Fracht bei der Landung nicht bezahlen, sodaß die Kinder für die Schulden der Eltern als Sklaven sich verkaufen ließen, während die Alten, zu schwach, selbst den Lebensunterhalt zu verdienen, Himmel und Erde verfluchend, dem Verderben anheimfielen. Zwar wurde es im Laufe der Jahre besser. Manche fanden ein glückliches Heim. Ihre Freunde in der Heimat folgten ihrem Rufe. So fanden viele Auswanderungen statt im ganzen 18. Jahrhundert und besonders in den fünfziger Jahren des verfloffenen Jahrhunderts nach den unruhigen Revolutionsjahren, sodaß die Zahl der Landsleute jenseits des Ozeans recht bedeutend ist. In der Pfalz wie im ganzen Rheingau gibt es kaum eine Familie, die nicht einen Verwandten da drüben hätte.

Treu halten die Landsleute draußen zusammen. Gern siedeln sie sich nicht allzuweit voneinander an. Denn sie haben das Bedürfnis, häufiger einander zu sehen. Die Sehnsucht nach dem Vaterlande wird dadurch etwas gemildert. Denn gar manchmal gedenken sie der heimatlichen Fluren.

Benn in Kreuznach Jahrmarkt ist oder in den Dörfern Kirchweihfest gefeiert wird, dann drängt es sie, mitzufeiern, und viele von ihnen können von einer lustigen „Kerb“ im Herzen der Vereinigten Staaten erzählen. Gewiß, nur schwerwiegende Gründe konnten die Auswanderer veranlassen, von den Gefilden der Nahe zu scheiden.

„Ich verstehe nicht, liebe Frau D.“, hörte ich einst einen Nankee zu einer Landsmännin sagen, „ich habe Ihren reizenden Nahegau besucht, und wirklich, ich verstehe nicht, wie Sie einen so herrlichen Fleck verlassen konnten“. „Das glaube ich Ihnen gerne“, entgegnete die Siebzigiährige, und eine Träne trat ihr ins Auge, als Heimat und Jugend im Geiste auftauchten, die beide auf Nimmerwiedersehen entschwunden waren. „Fürwahr, eine wunderbare Gegend ist's mit den lieblichen Auen und freundlichen Höhen. Aber schwere Not trieb uns weg. Trotz angestrengten Fleißes kamen wir nicht recht vorwärts. Als Kinder von zehn Jahren schon mußten wir von morgens früh bis abends spät mit Hand anlegen — mit der Schulzeit wurde es ja nicht so genau genommen. Solche Müdigkeit besiel uns oft an Sommerabenden, daß wir beim Abendbrot einschliefen und zu Bette getragen werden mußten. Unsere Hauptnahrung bestand aus Kartoffeln, die auf mannigfache Art zubereitet wurden. Morgens kamen sie „gequellt“ auf den Tisch — „Feldhinkel“ hießen sie, wenn die Schale schön aufgesprungen war — mittags in Stücke zerschnitten, zerstampft oder mit Essig zu einer steifen Brühe verarbeitet, abends gewöhnlich wieder gequellt, wozu es eine mehligte Fettunke gab, oder die am Morgen übrig gebliebenen Kartoffeln wurden in Scheiben zerschnitten und geröstet. Außerdem gab es morgens einen harmlosen Kaffee, dazu Brot und Käse oder Butter.

Um 9 Uhr war zweites Frühstück: Brot, Butter, Käse und Wein. Draußen im Felde ging der Krug rund und zu Hause kreiste ein Schoppen von Mund zu Mund. Sie dürfen natürlich nicht glauben, daß der Wein immer vom Besten war. Angenehm war Apfelwein, weniger erquickend Birnensaft, der den Magen allzu stark angreift. Unser gewöhnlicher Trunk war Tresterwein, das heißt: Wasser über bereits ausgepreßte Trauben gegossen und in Wein verwandelt. Mittags hatten wir außer den Kartoffeln Suppe, Gemüse und Schweinefleisch. Im Herbst und im Frühjahr wurde gewöhnlich ein Schwein geschlachtet, was fürs ganze

Jahr reichen mußte. Frisches Kind- oder Ochsenfleisch gab es nur an hohen Feiertagen, wozu natürlich auch die „Kerb“ gehört. „Grünfleisch“ heißt es heute noch im Volksmunde. So spricht das Wort selbst für die Seltenheit, mit der es aufgetischt wurde. Um 4 Uhr gab es einen weiteren Imbiß mit Kaffee. An heißen Sommerabenden war dicke Milch eine erfrischende Labung. Die Mutter war jedoch so sparsam, zuerst den Rahm davonzunehmen, damit sie Butter machen konnte. Denn wo sollte das Geld für Eichorie, Kaffee, Salz herkommen, wenn keine Butter abgesetzt wurde? Die Qualität wurde durch die Quantität ersetzt. Denn der Mensch bedarf eines bestimmten Maßes von Nährstoffen. Wie Sie wissen, haben die Bauern einen großen Magen und können ganz gewaltige Mengen vertilgen. Auch bei uns war das Essen so reichlich, daß wir satt wurden. Bei alledem waren wir deshalb auch meist guter Dinge. Hatten wir doch manch frohe Stunde in lieber Gesellschaft. An Sonntagen und vor allem an den langen Winterabenden gingen wir „majen“, ein Stündchen oder mehr verplaudern. Aber erst wenn Musik war, wie flott ging's da! Drei Tage lang dauerte die „Kerb“, und am vierten Tag hätten wir auch noch gerne getanzt.

Doch da kamen die vierziger Jahre mit den Unruhen. Wie so manchen, ergriff auch uns das Auswanderungsfieber. Wohl waren wir uns bewußt, daß wir einer unsicheren Zukunft entgegengingen. Man machte uns bange vor der Seefahrt und erzählte uns, daß ein Segelboot mehr als 24 Wochen unterwegs gewesen sei, sodaß von 150 Insassen 100 vor Hunger starben. Vor den neuen Dampfern warnte man uns noch mehr, da jeden Augenblick der Kessel plagen könne. Weiter stellte man uns vor, daß wir in ein wildes, unfreundliches Land kämen, ohne Kirche, ohne Schule, ohne Landstraßen, daß wir einsam in Blockhütten mitten in riesigen Urwäldern zu hausen hätten, in steter Angst vor den Rothäuten, die beständig das Kriegsbeil gegen die Weißen ausgrüben. Doch nichts vermochte uns zurückzuhalten. Wir ließen uns nur etwas einschüchtern, sodaß wir aus Vorsicht ein Segelboot wählten, das uns nach einer gerade nicht angenehmen Fahrt von 60 Tagen übers Wasser brachte. Manchen hat die Fahrt so abgeschreckt, daß er heute noch den Ozean fürchtet.

Doch gottlob, Herr Doktor, wie froh bin ich, daß wir

herübergekommen sind. Gewiß, gebratene Tauben sind uns auch hier nicht zugeflogen. Hart haben wir arbeiten müssen, aber wir kamen auch vorwärts. Zwar sind wir keine Millionäre geworden. Das gelingt dem Deutschen überhaupt nicht so leicht. Er hat in geschäftlichen Dingen vielfach nicht den waghalsigen Unternehmungsgeist des Engländers, der tollkühn das Letzte in die Schanze schlägt. Vielen, die mit uns auswanderten, insbesondere fehlte ja fast jegliche Schulbildung, gar nicht zu reden von Weltkenntnis. Indes ich kann meine alten Tage in ziemlicher Behäbigkeit beschließen, wie es wenigen meiner Jugendgenossen, die in der Heimat geblieben sind, beschieden ist, — so erzählen mir wenigstens gelegentlich Bekannte, die mir Grüße von der Nahe bringen. Und wenn ich an die ca. 30 Landsleute denke, die sich hier in nächster Umgebung angesiedelt haben, und ihre Verhältnisse erwäge, so muß ich sagen, daß die meisten recht wohlhabend sind und ein Leben führen, das ihnen zu Hause schwerlich beschieden gewesen wäre. Besonders die Frauen, die in der alten Heimat so viel zu arbeiten haben, zumal bei der jetzigen Leutenot auf dem Lande, führen hier ein bequemes Leben. Sie haben sogar ihre Klubs und kommen wöchentlich mindestens einmal zusammen zu gemüthlicher Unterhaltung oder zum Kartenspiel. Wie überrascht war da neulich einer aus der Heimat, der zufällig in eine solche Klubzusammenkunft hineingeriet und dort vornehm gekleidete Frauen am hellen Mittwochnachmittag eifrig beim Preiskartenspiel traf, Frauen, deren Schwestern oder Basen an der Nahe hinaus-eilen ins Feld, schwere Bündel Klee oder Gras nach Hause schleppen, Dünger in die Weinberge tragen oder mit dem Korbe auf dem Kopfe die häuslichen Produkte auf den Markt bringen!“

„So genau allerdings habe ich Ihre Heimat nicht kennen gelernt, Frau D.“, sprach darauf der Yankee, „und ich glaube, das passiert den meisten Fremden, zumal wenn man nur flüchtig durchreißt und durch die Heiterkeit, Freundlichkeit und Lebenslust der Leute durchaus nicht an ein hartes Los erinnert wird. Wir können übrigens Gott nicht genug danken, daß Ihr herübergekommen seid, daß wir gerade aus dem sangesfrohen westlichen Deutschland so starke Zuzüge in unsere Vereinigten Staaten bekommen haben. Denn ohne die frischen Franken und die gemüthlichen Schwaben wäre unser Land wohl englisch-puritanisch fromm, kalt und

finster geworden. Euch verdanken wir deutschen Frohsinn, rheinische Lust und Liebe am Leben, gepaart mit sinniger Religiosität und selbstloser Teilnahme am Wohle des Nächsten, kurz urdeutsche Gemütlichkeit.“

Die Auswanderungen nach dem fernen Westen haben gewaltig abgenommen. Nicht mehr in die Ferne braucht der Auswanderer zu ziehen, um das Glück zu suchen. Im eigenen Vaterlande kann er seine Kräfte betätigen. Denn Deutschland von heute ist weit verschieden von dem, was es vor 1870 gewesen ist. Ein riesiger Aufschwung hat stattgefunden dank der Einigung der deutschen Staaten, der Leitung vortrefflicher Männer und eines neuen Geistes, der durch die Nation weht. Handel und Industrie sind mit ungewöhnlicher Schnelligkeit emporgeblüht und haben einen gewaltigen Teil des Weltmarktes erobert. Und getrost können wir sagen, im Vergleich zu den meisten anderen Staaten gehen wir der besten Zukunft entgegen.

Sehen wir einmal, inwieweit das Paradies der Nahe an diesem allgemeinen Aufschwunge teilgenommen hat, und zwar zunächst in der Industrie! Ist doch gerade das Industrie treibende Deutschland so mächtig aufgeblüht. Während zu Goethes Zeit etwa 80 Prozent der Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig waren und bei der Gründung des deutschen Reiches noch ungefähr 50 Prozent, kamen schon 1895 auf den Anteil der Landwirtschaft nur noch 35,7 und 1907 blos 32,7 Prozent. Deutschland ist überwiegend Industriestaat geworden.

Das Nahetal hat in der Industrie keine besonders großen Erfolge aufzuweisen. Goethe erzählte nun zwar schon von den Quecksilberminen zu Muschellandsberg (heute Moschel-Landsberg bei Obermoschel im Alfenztale), von wo man krystallisiertes Amalgam zu erlangen hoffte. Indes die Wünsche haben sich nicht sonderlich erfüllt.

Größeren Rufes erfreuten sich damals Oberstein und Idar, zwei Perlen der oberen Nahe. Gewaltige Revolutionen der Erde haben dort dem Lande eine wildromantische Schönheit verliehen und zugleich im Eruptivgestein ein kostbares Geschenk hinterlassen, die Achate. Schon in alter Zeit suchte man eifrig nach den bunten Steinen. Sichere Urkunden über die Steingrüberei liegen freilich erst seit dem 15. Jahrhundert vor. Das ganze Mittelalter hindurch blühte dort eine verhältnismäßig lebhafteste Industrie, betrieben von den

jeweiligen Herrschaften sowohl wie von Privatleuten, denen in freigebiger Weise Konzessionen erteilt wurden. An Unternehmungsggeist fehlte es nicht. Obersteiner Kaufleute besuchten fleißig die Messen zu Frankfurt, Leipzig, Lübeck und Hamburg, versandten ihre Ware nach Frankreich und England und sollen sogar 1766 sich bis nach Archangelst und Smyrna gewagt haben.

Recht eifrig war die alte Schleiferinnung. Zu ihr gesellte sich im Laufe der Jahrhunderte die der Bohrer und Goldschmiede, welche die Achate geschickt zu fassen verstanden, und schließlich die der Tombatschmiede, welche die Gegenstände verbilligten. Da kam zu Beginn des letzten Jahrhunderts eine böse Zeit. Das Material wurde seltener, die Steingräberei lohnte nicht mehr, und vielleicht trieben heute da, wo reges Leben herrscht, Hirtenknaben das Vieh auf die Weide und wunderten sich über die Schachte, welche ihre Väter in die Berge getrieben, wenn nicht um 1830 Idarer Auswanderer in Brasilien große Achatlager entdeckt und die Ausfuhr in die Heimat veranlaßt hätten.

Recht ansehnlich sind die nur 3 Kilometer voneinander entfernten Städtchen emporgeblüht. Oberstein zählt 10 000 Einwohner und Idar ungefähr 6000. Terrassenartig erheben sich an den Bergabhängen des rauschenden Idarbaches neben bescheidenen Schleiferwohnungen die Villen von Millionären. Sie scheinen sich gut zu vertragen; weiß doch noch mancher Arbeiter, wie der Großvater von dem und dem Millionär mit seinem Großvater gemeinsam am selben Schleifstein gearbeitet hat. Indes zwischen den Insassen herrscht kein rechter Friede, wie die verschiedenen erbitterten Streife der letzten Zeiten lehren. An Stelle des Kleinbetriebs und einer ärmlichen Heimarbeit ist großer Fabrikbetrieb getreten. Wie beschwerlich war doch die alte Arbeitsweise und wie wenig lohnend! Noch sind nicht alle Spuren der Vorzeit verwischt. Neben lustigen, modern eingerichteten Fabriken mit elektrischem Betriebe stehen noch schlichte Schleifmühlen mit trägen Wasserrädern.

Wie einst die Zunftschleifer so liegen heute noch dort die Schleifer vor $1\frac{1}{2}$ Meter hohen und 40 Zentimeter breiten Schleifsteinen im Gewichte von 40 Zentnern mit Brust und Bauch auf einem Schemel, die Füße gegen Leisten am Fußboden gestemmt, und drücken das Arbeitsstück gegen den Stein. Sie behaupten, dadurch mehr Kraft zu haben

und den Schliff besser prüfen zu können. Doch mag die Macht der Gewohnheit manchen an diesem Verfahren festhalten lassen. Von dieser ungesunden Stellung abgesehen, ist das Schleifen noch dadurch sehr gefährlich, daß die Atemungsorgane durch die feinen Teilchen des Schleifstaubes angegriffen werden. Die Sterblichkeitsziffer an Tuberkulose ist dort ungewöhnlich hoch, am höchsten in ganz Deutschland. Die Schleifer haben kein langes Leben. Sie wissen das auch recht gut und suchen darob die kurze Frist zu genießen. „Die Schliffer sin Süffer“, heißt es.

Ihre Galgenfröhlichkeit scheint sich der ganzen Bevölkerung mitgeteilt zu haben. Wie lustig ist man bei dem Nationalgericht, dem „Spießbraten“, den ihre Vorfahren in Brasilien zubereiten lernten! Die letzten Jahrzehnte waren auch ziemlich günstig. 36 Mark verdiente ein geschickter Arbeiter in der Woche. Doch jetzt ist es anders geworden. Die „schlechte Zeit“ macht sich bitter bemerkbar. Der einfache Arbeiter verdient nicht einmal seine 16—20 Mark in der Woche. Die meisten Fabriken beschäftigen ihre Leute nur an 4 Tagen in der Woche den ganzen Winter hindurch. Der Absatz fehlt. Die Gegenstände, die dort hergestellt werden, sind meist solche Luxusartikel, an denen man bei Geldknappheit am ersten sparen kann. Groß ist ihre Zahl, von der mit gemeinem Achat eingelegten Tombakuhrkette, die der Bauernbursche auf dem Jahrmarkt kauft, bis zum hochkaratigen, diamantenbesetzten Goldringe des Kommerzienrates, Knöpfe zu Kleidern und elektrischen Klingeln, bunte Schmetterlinge und kostspielige Vasen, Briefbeschwerer, Tischplatten, Hutnadeln, Geldkapseln, Broschen, Medaillons und vieles andere mehr. In allen Farben schillern die Steine. Kunst kommt der Natur zu Hilfe durch Brennen der Steine oder durch chemische Durchtränkung. Außer Achat werden Amethyst, Bergkrystall, Topas und selbst Diamanten verarbeitet.

Dieses Industriegebiet gehört zum größten Teile zum Fürstentum Birkenfeld. Bis zur französischen Revolution regierte dort eine Reihe von Herrschaften, einmal sogar sieben zu gleicher Zeit. Auf dem Wiener Kongresse wurde es dem Herzog von Oldenburg zugeteilt. Wohl manchmal haben sich die Birkenfelder gefreut, wenn ihre Nachbarn auf ihre Zugehörigkeit zu den strammen „Preußen“ schimpften. Sie lieben auch heute noch ihren Großherzog, doch sähe einer

oder der andere gerade nicht ungern aus wirtschaftlichen Gründen den Anschluß an das das ganze Land ringsum einschließende Preußen.

Der Sitz der Regierung ist in Birkenfeld, einem braven Bauernstädtchen mit etwas über zweieinhalbtausend Einwohnern, einem Amtsgericht, einer höheren Töchterschule, einem Gymnasium und einer Ruine, — ein gelehrtes Städtchen! Es liegt abseits der Nahebahnlinie, mit der es durch eine Zweigbahn verbunden ist, in einem rings von Höhen umschlossenen, welligen Wiesengrunde. Friedlich liegt die einstige Residenz der Herzöge von Pfalz—Zweibrücken—Birkenfeld in der würzigen Hochwaldluft an einem alten Straßenknotenpunkte. Das „Schier dreißig Jahre bist du alt“ des Posthorns ruft in uns die Erinnerung an alte Zeiten wach: Der Jagdzug der stutzerhaft gekleideten Herren und der eleganten parfümierten Damen mit den bunten Bändern und krausen Spitzen zieht hinaus zu dem wildreichen Hochwald mit Hörnerschall und Hundegekläff, oder die Kutsche des gnädigen Fürsten fährt würdevoll über die holperige Landstraße mit den Krüppeln und dem wandernden Gefindel. In Demut beugt sich der dürftig genährte Bauer in zerflickten Kleidern . . .

Unweit Birkenfeld ist der größte vorgeschichtliche Steinwall der Rheinlande, der „Hunnenring“ bei Degenhausen, wahrscheinlich eine Zufluchtsstätte der vor den Germanen zurückweichenden Kelten. Wieviele Tropfen Angstschweiß mögen hinter jenen im Umfange von 1350 Meter lose aufgehäuften Grauwackensandsteinblöcken vergossen worden sein! Der unerbittliche Kampf zweier um ihr Dasein ringenden Rassen! — Ein anderer Steinwall befindet sich ebenfalls nicht weit bei dem Dorfe Selbach. Ganz in seiner Nähe ist die Nahequelle. Recht arm, fast ganz vertrocknet ist der „Rohfloß“ hier. Hoffentlich kein böses Omen! Aber prachtvollere Wälder und Wiesengründe laden hier zur Luftkur ein. Von der Gesamtfläche des Birkenfeldischen Bodens entfallen ja auf Forsten 20 868 Hektar, auf Wiesen und Weiden 8278, auf Acker- und Gartenland nur 16804. Bescheidene Dörfer liegen zerstreut in den Tälern. Die Dungstätten an der Straße und die Schieferdächer sagen uns, daß wir dem Hunsrück sehr nah sind. Denn an der unteren Nahe sind die Dörfer schmucker und meist mit roten, aus Lehm ge-

brannten Dachziegeln bedeckt, da der Südosten des Hunsrücks schieferarm ist.

Doch ist die Bevölkerung hier oben gerade nicht arm zu nennen. Denn da die Viehzucht infolge der guten Weideplätze weniger Arbeitskräfte in Anspruch nimmt, sind die Bauern bei den verhältnismäßig hohen Fleischpreisen einigermaßen glücklich dran, wenn auch der Hauptanteil ihnen nicht in den Schoß fällt, da die Zahl des Viehes, das sie im Laufe des Jahres absetzen können, ziemlich bescheiden ist. Daß die Bauern dort ebenso wie auf dem Hunsrück etwas erübrigen, kommt wohl hauptsächlich daher, daß sie nicht so hohe Anforderungen an den Lebensunterhalt stellen wie die, welche schon länger an den Verkehr angegeschlossen sind. Wenn auch der schlichte, blaue Kittel der Großväter nicht mehr zu sehen ist, so behelfen sie sich mit ihren Kleidern, solange es eben geht, und der Mangel bequemer Verkehrsmittel hält sie von etwas verfeinertem Lebensgenuß fern.

Trotz alledem zeigen sich auch hier schon merklich die Spuren des Fortschritts. Die Nähe der Saarindustrie ist an der obersten Nahe schon deutlich fühlbar. Von dort fließt etwas Geld herüber. Manche finden in den Fabriken bei St. Wendel und Ottweiler Beschäftigung. Diese Arbeiter sind nicht ungünstig gestellt, denn sie können einen guten Teil ihres Hausbedarfs aus eigenem Lande decken und sind bei flauem Geschäftsgang nicht leicht dem Hunger preisgegeben. So war bis vor nicht langer Zeit in den Dörfern rings um Oberstein eine eifrige Heimindustrie, ist sogar jetzt noch vereinzelt anzutreffen. Mancher Geselle, der seine Prüfung bestanden und das notwendigste Geld hatte, kaufte sich einen Schleifstein und mietete sich im ersten besten Dorfe ein, oder der Bauernbursche lernte gegen geringes Entgelt bei einem Meister die Kunst des Schleifens und betrieb dann das Handwerk neben der Landwirtschaft. Der Bedarf an Achaten wurde auf den Versteigerungen zu Oberstein gedeckt. Noch heute werden nach altem Brauche von den Händlern die rohen Steine pfundweise in Wirtschaften öffentlich versteigert, — oft gegen Zahlungsausstand. Das Vorgen ist seit alter Zeit beliebt, wenn auch heute sehr viel weniger als früher. Es ist der größte Krebschaden der Heimarbeit gewesen. Die Großindustrie hat dem abgeholfen, wie sie auch in anderen Beziehungen ohne Zweifel dem

Arbeiter segensreich geworden ist. Der Arbeiter ist aber in die Stadt gezogen, gelockt durch nicht zu leugnende Vorteile. Doch wehe dem, der nicht beizeiten zu sparen versteht und dem städtischen Lebensgenuß zu sehr huldigt!

Doch eilen wir mit der Nahe weiter! Fast durchweg bildet das Flüsschen die Grenze zwischen Birkenfeld und Preußen. 15 Kilometer von Oberstein entfernt liegt Kirn, ein Städtchen mit etwa 6000 Einwohnern, einst Residenz der Fürsten von Salm-Kyrburg. Der letzte der regierenden Herrscher, Friedrich III., erbaute sich hier eine fürstliche Sommerresidenz im Stile von Versailles, mit parkartigen Gartenanlagen und Schauspielhaus, was ihn in riesige Schulden stürzte. Aber als genialer Mensch verstand er es, 72000 Gulden flüssig zu machen, womit der „rhingraf“ nach Versailles zog. Dort ging es auch lustiger zu als in dem bescheidenen Kirn. Und doch hätte er besser getan, am lieblichen Nahestrande zu bleiben. Denn in Paris scherzte man 1794 gar bitter. Zwar brachte der Fürst es fertig, nach dem Sturz des Königtums Kommandant eines Bataillons der Nationalgarde zu werden, aber Robespierre traute ihm nicht, und so verlor der „rhingraf“ seinen Kopf auf dem Blutgerüst. Bald kamen die Franzosen gar an seine Burg und stürzten sie in Trümmer.

Noch manches andere Schloßchen wurde damals vom gleichen Schicksal ereilt. Aus allen Seitentälchen der Nahe lugen Ruinen hervor. Nicht allzuschlecht scheint es am Nahestrande gewesen zu sein, oder ob der Becher allzu verführerisch gelockt? Manches trinkfeste Raubritterchen hat da oben gehaust. Von einem weiß die Sage zu melden, wie er von seinen Untertanen bei einer Empörung in ein großes Faß Wein gesteckt wurde, wie er aber nach 3 Tagen, als man ihn begraben wollte, zu aller Erstaunen ganz durstig aus dem leer getrunkenen Fasse wieder hervorkam. — Wie schön sind doch diese Ruinen! Welcher Zauber ist über sie hingegossen, und wie wohl tut es erst, von da oben hinab-zuschauen auf die brummenden Fabriken und das geschäftige Treiben der Neuzeit!

Kirn hat sich ganz ansehnlich entwickelt für seine nicht übermäßig günstige Lage. Es hat mehrere Leder- und Tuchfabriken, von denen verschiedene 300 bis 500 Arbeiter beschäftigen. Hier beginnt auch schon der Weinbau. Der Tropfen ist zwar noch etwas herb, und der Kirner zieht

das Maß aus der alten Andres'schen Brauerei vor, vielleicht nicht mit Unrecht, denn Kirner Bockbier ist ein hübsch schmalziger Trank.

Weit besser wird der Wein einige Kilometer naheabwärts bei Monzingen. Schon im Jahre 778 wurden hier an das Kloster Lorsch am Rhein Weinberge geschenkt. Die Mönche haben wohl schwerlich das Geschenk zurückgewiesen. Manchmal mag der Monzinger ihnen das Beten erleichtert haben. Auch unserem Goethe ist er wohl gut bekommen, da er nichts von einem üblen Jammer berichtet. — Das bis hierher sehr enge Tal der Nahe erbreitert sich nun stellenweise. Bei dem Städtchen Sobernheim (ca. 3500 Einwohner), dem Kaiser Otto II. den Freibrief erteilte, haben wir eine kleine Ebene. Außer Wein wird hier Tabak angepflanzt. Seit einiger Zeit ist ein Rückgang des Anbaus wahrnehmbar, den man auf Mangel an Arbeitskräften zurückführt, unter dem ja die Landwirtschaft allgemein leidet. Von einigen Gerbereien abgesehen, die die Lohe aus den nahen, großen Waldungen des Hunsrücks verarbeiten, hat sich keine besondere Industrie hier entwickelt.

Die Zentrale des Nahetals, Kreuznach (mit 23800 Einwohnern), hat auf dem Gebiete der Industrie etwas mehr Erfolge zu verzeichnen. Am bedeutendsten ist seine Glasfabrik, die mehrere Hundert Arbeiter beschäftigt. Außerdem gibt es eine Tabak- und eine Zigarettenfabrik, eine Fabrik für Kellereiartikel, sowie verschiedene Leder- und Kammsfabriken. Doch zu einer Industrie, welche die schönen Fluren weithin mit rauchenden Schornsteinen und lärmenden Fabriken bedeckt, ist Kreuznach wie der ganze Nahegau schwerlich bestimmt. Welche Industrie könnte dort konkurrenzfähig sich entwickeln? Die nächste Umgebung bietet kein Rohmaterial, und billige Zufuhr ist mangels einer größeren Wasserstraße auch nicht möglich. In seinem friedlichen Winkel ist daher Kreuznach auf absehbare Zeit auf eine mehr ruhige Tätigkeit beschränkt. Gewiß, jede Förderung der Industrie kann mit Freuden begrüßt werden, zumal der Stadt nach Osten hin ein weites Gelände zur Verfügung steht.

Die Mineralquellen haben Kreuznach berühmt gemacht. Wenn auch sein Ruf vielleicht nicht so gewachsen ist, wie die frühere Bedeutung es erwarten ließ, so kann es bei der heutigen großen Konkurrenz recht zufrieden sein und darf

auf eine gute Zukunft hoffen. Seine Bürger sind sich wohl bewußt, wieviel vom Bade abhängt. Es ist zwar schon behauptet worden, daß früher manchmal Kreise der Bürgerschaft dem Fremdenverkehr abgeneigt waren und zuweilen die Ansiedlung neuer Bürger erschwerten, wohl um ihre eigene Bedeutung nicht einzubüßen, — selbst heute hört man noch mitunter von einem gewissen Kastengeiste reden — doch bricht sich bessere Erkenntnis und lebhafteres Interesse für die Allgemeinheit mächtig Bahn.

Die Kreuznacher machen keine riesige Reklame — wohl mehr aus gleichgültiger Bequemlichkeit als Bescheidenheit — und doch hat ihr Bad große Vorzüge. Es ist ein Bad für wirklich Kranke, für Erholungs- und Heilungsbedürftige. Die Radioaktivität des salzhaltigen Wassers erzielt außerordentliche Erfolge. Doch auch für den, der nur Zerstreuung wünscht, wird manches geboten. Neben dem Kurhaus gibt es sogar ein Kurtheater. Beide Häuser machen zwar keinen fürstlichen Eindruck — sie wären wohl auch schon längst feineren Bauten gewichen, wenn mehr kapitalkräftige Leute an Ort und Stelle wären — dafür sind die Preise aber auch nicht so hoch.

Am anziehendsten ist die Umgebung. Wie anmutig ist ein Spaziergang nach Münster durch das schattige Wiesental mit den träge knarrenden Gradierwerken, die uns erfrischende Kühlung zuwehen, oder durch den anmutigen Tannenwald nach dem Rheingrafenstein! Ein erquickendes Lüftchen weht hier. Nicht feucht ist es; hat doch das Nahetal die geringste Regenmenge in der ganzen Rheinprovinz aufzuweisen. — Münster ist Kreuznach an Schönheit vielleicht überlegen. Zwischen beiden Bädern herrscht etwas Konkurrenzneid. Und doch wie naturgemäß und für beide gleich vorteilhaft wäre eine Verschmelzung beider Städte!

Auch die weitere Umgebung Kreuznachs ladet zu lohnenden Ausflügen ein, insbesondere der waldige Hunsrück. Die Wegeverbindung läßt zwar noch zu wünschen übrig. Ein gemütliches Dampfbähnchen hat dem etwas abgeholfen. Es ist vor mehreren Jahren vom Kreise gebaut worden, der dabei aber so schlechte Geschäfte machte, daß er den Betrieb einer Gesellschaft übertrug. Wie konnte man auch in unserer Zeit noch zu einem so veralteten Systeme greifen! Klugerweise will die Gesellschaft elektrischen Betrieb einführen. Auch soll das Wegenetz ausgedehnt werden. Man rechnet

dabei nicht mit Unrecht auf Abnahme von Elektrizität durch die Landwirtschaft. Wie wird die Bauersfrau der Zukunft sich freuen, wenn sie elektrisch Butter machen kann!

Am meisten ist das Wohl und Wehe Kreuznachs beeinflusst von seinem Weinbau und Weinhandel. Nur wenige im deutschen Vaterlande wissen etwas vom Rahewein. Auf Weinkarten ist der Name nicht verzeichnet. Und doch wieviel Rahewein wird jährlich getrunken! Der Kreis Kreuznach ist der größte weinbautreibende Kreis Preußens mit einer Fläche von etwas über 3500 Hektar, ungefähr 14000 preußischen Morgen, hat also allein mehr als der Regierungsbezirk Trier und fast noch einmal soviel wie der Rheingaukreis. Zu dieser stattlichen Ausdehnung kommt nun noch das Nebengelände auf dem rechten Ufer der Nahe in den hessischen und pfälzischen Orten, sowie in dem preußischen Kreise Meisenheim mit etwa 1600 Hektar, sodaß das Raheweinbaugebiet eine Gesamtfläche von 5100 Hektar oder 24000 preußischen Morgen bedeckt mit einem jährlichen Durchschnittsertrag von etwa 20 bis 25 Millionen Liter Wein.

Schon manches Jahrhundert blühen die Reben an der Nahe. Die Römer haben sie hier angepflanzt und ihren kräftigen Saft den Landsleuten jenseits der Alpen gesandt — eine angenehme Abwechslung mit dem weichlichen, süßlichen Campanerwein. Im Mittelalter wurde Rahewein nach dem Niederrhein, selbst nach England und Skandinavien versandt. Heute geht ein großer Teil nach Amerika. Eine Firma an der Nahe hat vor einigen Jahren allein ein Zehntel der gesamten deutschen Weinausfuhr besorgt. Viel Wein kommt auch an die Mosel zum Verschnitt oder segelt weiter ins Vaterland als Rheinwein. Nicht oder kaum ist es dem Rahewein beschieden, unter eigener Flagge zu segeln. So kann man es denn erleben, in den besten Restaurants in Berlin und anderswo unter Rheinwein Marken zu sehen, die eigenstems Raheblood sind. Vorzüglich mundet der Tropfen, erhöht durch das Bewußtsein, eine Gabe des Vaters Rhein zu genießen. Mit Wonne schlürft man den Saft und ahnt kaum, daß die, welche den Trunk im Schweiß ihres Angesichts bereitet haben, in einer wenig beneidenswerten Lage sind. Seit Jahren ist keine gute Ernte erzielt worden. Die Reblausplage hat sich zwar weniger bemerkbar gemacht, aber umsomehr Blattfallkrankheiten, Peronospora, Schimmelpilze, Sauerwurm, was dem Winzer neue Arbeit aufbürdet.

Durch Absuchen der Insekten, wiederholtes Spritzen mit Kupfervitriollösung und Schwefeln sucht man den Schäden abzuhelpfen, indes das Ergebnis, meist durch die Bitterung ungünstig beeinflusst, ist seit Jahren ein Drittel, selten ein halber Herbst. Von Jahr zu Jahr hat man vergebens gehofft. Mit Mühe werden die Schuldenzinsen bezahlt. Mancher früher wohlhabende Winzer steht jetzt vor dem Ruin. Doppelt traurig ist es, zu sehen, daß die Weine an Ort und Stelle manchmal zu Schleuderpreisen verkauft werden müssen, während sie draußen teuer als Mosel- oder Rheinwein verzapft werden.

Man hat den Nahewein in Verruf gebracht. Es geht das Gerücht, er wirke wegen seiner Schwere schädlich auf die Nerven. Und doch sind Rhein und Mosel nicht ungeschuldiger. Der Rheingauwein hat sogar nicht selten 1—2 Prozent mehr Alkohol, ist also auch schwerer als der Nahewein. Je alkoholhaltiger übrigens der Wein ist, desto zuckerreicher sind die Trauben gewesen. Die Wirkungen auf den Magen sind die denkbar günstigsten. Wer reinen Nahewein, worunter natürlich auch reell verzuckerter zu verstehen ist, getrunken hat, wird selbst nach einem allzufeuchten Abend wieder neugestärkt aufwachen, ohne daß ihm der Schädel summt und brummt. Auch ein zartes Aroma fehlt dem Nahewein nicht. Es gibt dort Gewächse, über die Vater Rhein selbst staunen mag, auch wenn wir ihm den Scharlachberger, den die Nahe ebensogut beanspruchen könnte, nicht abspenstig machen. Wie könnte es auch anders sein? An der unteren Nahe steht das Erdreich dem rheinischen nicht allzuviel nach. Auch in Kreuznach ist schon die Flasche Nahewein zu 60 Mark versteigert worden. Wie herrlich duftet der Riesling? Es ist nur zu sehr zu bedauern, daß diese Rebe infolge der niedrigen Preise weniger angebaut wird als früher, da die Qualität oft nicht besser bezahlt wurde als die Quantität. Wie einst im Festzuge zu Mainz als hold errötendes Mädchen, so darf sich die Blume der Nahe neben der Schwester Mosel kühn als würdige Tochter des Rheines zeigen.

Wer einen billigen guten Wein haben will, darf sich vertrauensvoll an die Nahe wenden. Andernfalls setzt er sich leicht der Gefahr aus, denselben Nahewein unter fremder Marke doppelt teuer bezahlen zu müssen. Wer klug ist, bedenke, wo die auf keiner Karte zu treffenden 24 Millionen Liter,

die jährlich an der Nahe erzeugt werden, hinkommen. Leider haben die Weinhändler an der Nahe früher selbst zu wenig getan, um die eigne Marke in die Höhe zu bringen. Die einzige größere Firma, die selbstlos eigene Nachteile nicht scheuend, wacker gegen die tief eingerissenen Vorurteile kämpft und die Fahne der Nahe hochhält, ist die Klosterkellerei zu Kreuznach, deren Name jeder Freund des Nahewinzers ehren muß.

Man kann es den Winzern nicht sehr verübeln, wenn sie das Zutrauen zum Weinhandel verloren. Durch Gründung von Winzervereinen suchten sie einen direkten Weg mit den Konsumenten zu betreten. Durch reinen Naturwein hofften sie, die Herzen aller Freunde des Bacchus zu gewinnen. Doch wie bitter war die Enttäuschung! Die an die verführten Stoffe gewohnten Trinker verzogen das Gesicht bei dem zuweilen etwas harten Naturwein. Dann fehlte manchmal die nötige Fachkenntnis und der richtige Blick für die Lage des Weinmarktes. Der Weinhandel trat ihnen als Konkurrent feindlich entgegen. Es fehlte an Reklame. Bei wirtschaftlich ungünstiger Lage traten sie auf den Plan. Auch innere Zwistigkeiten blieben nicht immer fern, und das Ende war so notwendigerweise für manchen Verein kläglich.

Aber auch der Weinhandel selbst hat keine bedeutenden Erfolge aufzuweisen. Gewiß haben die Fälschungen dazu beigetragen, den Wein in Mißkredit zu bringen. Doch wo kommen keine Fälschungen vor? Ist es mit Bier und „unschuldigen“ Limonaden viel besser? Natürlich, wer glaubt, für 30 Pfg. einen anständigen Liter Nebenjaft zu erhalten, verdient das Getränk, das man ihm aufhängt. Er darf sich aber damit trösten, daß im Bier auch der Hauptbestandteil Wasser ist, den er nicht viel billiger bezahlt. Es gibt indes noch manche gute Firma, die ehrlichen Handel treibt. Der Nahegau darf besonders stolz sein. Denn er hat die wenigsten Bestrafungen wegen Fälschungen aufzuweisen. Im Jahre 1908 sind an der Nahe wie an ihrem pfälzischen Nebenfluß, der Alsenz, keine Fälschungen aufgedeckt worden, obwohl an der Nahe in genanntem Jahre etwa 450 Winzer oder Weinhändlerbetriebe kontrolliert worden sind, ein guter Beweis für ehrliche Verhältnisse.

Ob durch das neue Gesetz den Betrügereien ein Riegel vorgehoben wird? Schwerlich, wenn es auch infolge höherer Gefängnisstrafen heilsam schrecken wird. Ja, wenn

man so kraftvoll verführe wie im Jahre 1427 zu Köln, dem damaligen Stapelplatz für die Weinausfuhr, allwo zwei Händler von der Nahe, die dort gefälschten Wein verkaufen wollten, an den Schandpfahl bei der „Marktpörzen“ gestellt, auf beiden Backen und auf dem Nacken gebrandmarkt, gezeißelt und dann aus der Stadt getrieben wurden, während man auf dem „Werth“ den Fässern den Boden einschlug und sie dann verbrannte!

Die Weinfälschung ist wohl der größte Feind von Weinbau und Handel. Sie ist noch weit mehr zu fürchten als eine etwaige Steuer; denn letztere brächte eine scharfe Kontrolle mit und böte daher dem Publikum größere Sicherheit für reine Ware und erregte dadurch in etwa Kauflust. Glücklicherweise kommt die Weinsteuer indes schwerlich zustande. Winzer und Händler befürchten von ihr immerhin starke Schädigung. Haben sie doch schon genug mit der Konkurrenz des Auslands zu kämpfen, das die Weine fast so billig liefert wie sie. Ja, eine Steuer wäre angebracht, wenn starke Neigung zum Weintrinken herrschte. Greift man aber so leicht zur Weinkarte? Ist es nicht schon ein Luxus, in einem besseren Restaurant sich eine Flasche zu leisten bei der allgemeinen Verteuerung der Lebenshaltung? Viele haben dazu noch eine gewisse Vorliebe fürs Bier, selbst in den Weinbaugebieten an der Nahe. Ist man doch allgemein im Vaterlande gewöhnt, größere Quantitäten zu vertilgen, wie die Franzosen uns oft genug sagen, und gewährt doch auch das Bier mehr das Gefühl der Sättigung, während der Wein die Gflust steigert und an die Börse des wenig bemittelten Mannes schon etwas hohe Anforderungen stellt.

Die Antialkoholbewegung ist wohl der am wenigsten zu fürchtende Feind; sie darf im Gegenteil zur Gesundung des Volkes nur mit Freuden begrüßt werden. Jeder Vernünftige wird sich doch auch in Zukunft bewußt bleiben, daß ein Glas, mit Maß und Ziel genossen, nicht nur dem Kranken eine heilsame Stärkung ist, sondern auch dem gesunden, erwachsenen Menschen eine herzerfreuende Labung. Der mäßige Genuß des Weines macht nicht stumpf und schlapp, sondern regt an und belebt; er hat sozusagen etwas „Verfeinertes“ an sich. Darum sind vielleicht gerade in den Weinbaugebieten die wenigsten „viehischen“ Gewohnheitstrinker anzutreffen.

Hoffentlich wird nach dem neuen Weingesetz ein sachgemäßer Zwang zur Herkunftbezeichnung des Weines dem Nahewein insbesondere die Stellung verleihen, die ihm mit vollem Rechte zukommt. Dann wird auch Kreuznach, das allein schon etwa 850 Hektar Weinbergsland hat, sodas fast jeder Bürger dort Weingutsbesitzer ist, wieder frisch aufatmen und mit ihm das ganze Nahetal, um endlich einmal frei von allzu drückenden materiellen Sorgen das Auge mehr als bisher noch zu geistigen Gütern zu erheben. An Interesse für höhere Dinge fehlt es nicht, wenn auch flüchtige Beobachter manchmal das Gegenteil behaupten wollen. Manchen dünkt sogar die Enge des Tales hemmend auf Gemüt und Geist einzuwirken; doch das dürfte auf Täuschung beruhen. Das Nahetal ist schwerlich rückständiger als andere Gegenden Deutschlands. Das noch manche Schäden auszumerken sind, wird frank zugegeben; das noch nicht alles ist, wie es sein könnte, liegt auf der Hand, wird aber leicht verständlich, wenn wir verschwundene Zeiten in Betracht ziehen. Es sei daher gestattet, einige Augenblicke in die Vorzeit zu tauchen.

Ein Blick in die Geschichte des Nahegaus gewährt uns das Bild einer interessanten Vergangenheit. In uralten Zeiten jagten auf beiden Seiten der Nahe die Kelten. Kurz vor Christi Geburt kamen germanische Stämme vom rechten Rheinufer und unterwarfen die Kelten, diese in sich auffaugend, mußten jedoch selbst sich bald vor der starken Römerherrschaft beugen. Die knorrigen, alten Eichen sanken unter den Arthieben. Allenthalben erhoben sich römische Landhäuser, eingerichtet mit einer den Germanen unbekanntem Pracht und Bequemlichkeit. Ackerbau, Viehzucht und reger Handelsverkehr blühten empor. Die germanisch-keltischen Gottheiten machten den römischen Göttern Platz, die ihrerseits bald dem einen Gott des Christentums weichen mußten. Die Stürme der Völkerwanderung brausten über die Rheinlande und vernichteten die römische Kultur. Fast hundert Jahre hausten die Alemannen an der Nahe, mußten jedoch nach der Niederlage bei Zülpich (Tolbiacum) das Gebiet den Franken überlassen. Unter der Frankenherrschaft gewann der Nahegau seine größte Ausdehnung. Er erstreckte sich bis an den Wasgau.

Die Höhen und die etwas abgelegenen Talgründe waren mit Wäldern bedeckt, woran heute noch Ortsnamen

wie Waldbalgesheim, Waldlaubersheim erinnern. Die Lieblingsbeschäftigung der Franken war daher auch die Jagd. Haus- und Feldarbeit überließ man den Frauen und Knechten. War die Besizung zu ausgedehnt, was bei der geringen Zahl der Eroberer nicht selten war, gab man einen Teil Knechten oder Halbfreien in Pacht. Um die Wohnung des Gutsherrn erhoben sich die Hütten und Häuser der Untergebenen. So wuchsen nach und nach die Dörfer hervor, von denen viele bereits in Urkunden des achten Jahrhunderts erwähnt werden. Der Name lehnte sich meist an den des reichen Gutsherrn an, wie Longistheim, das Heim des Longist, heute Langenlonsheim, oder Wigmundisheim (Weinsheim) u. a. m. Im unteren Nahetal endigen fast alle Dörfer auf die spezifisch fränkische Endung „heim“, der anmutigsten Bezeichnung für eine menschliche Wohnstätte.

Das Christentum, das in der Völkerwanderung zugrunde gegangen war, mußte den Franken aufs neue verkündet werden. An der Nahe waren vor allem irische Mönche tätig, am Oberlaufe der hl. Wendel, an den die Stadt gleichen Namens erinnert, am Zusammenflusse von Nahe und Glan Diisbod, der das Kloster bei Waldböckelheim gründete, von dessen Größe noch heute die Trümmer zeugen, und an der unteren Nahe St. Fridolin.

Bei der Teilung zu Merzen kam der Nahegau zu der deutschen Hälfte. Um das Jahr 1000 beim Erlöschen der Gauverfassung trat eine verwirrende Gebietszerstücklung ein. 1140 teilten Konrad und Emich, die Söhne des letzten Nahegaugrafen, das väterliche Erbe und wurden Gründer der bedeutendsten Geschlechter an der Nahe, der Wild- und Raugrafen. Das erstere verschmolz durch Heirat mit dem der Rheingrafen auf dem nach ihnen benannten Felsen bei Münster, von dem heute noch die Linien Salm-Horstmar, Salm-Salm und Salm-Kyrburg in Westfalen existieren.

Neben diesen Hauptgeschlechtern herrschten im Nahetale noch eine große Zahl von kleineren adligen Herren, die unabhängig und stolz auf ihren Burgen hausten und selbst über ihre Hörigen zu Gericht sitzen durften. Unter ihnen ragten hervor die streitbaren Grafen von Sponheim, deren Erbe 1437 Kurpfalz, Pfalzsimmern und Baden antraten, von denen zuletzt Kurpfalz infolge Aussterbens von Pfalzsimmern und durch einen Tauschvertrag mit Baden alleiniger Herr eines größeren Teiles des unteren Nahe-

tales wurde. Da hauste ferner das stolze Geschlecht derer von Dalberg, die das Vorrecht genossen, bei der Kaiserkrönung zuerst den Ritterschlag zu empfangen. Ihre Stammburg unweit Wallhausen bei Kreuznach ist jetzt zerfallen, aber ihre Nachkommen, die jetzt in österreichischen Diensten stehen, haben noch einen Teil der Besitzungen ihrer Ahnen bewahrt. Da waren weiter die Herren von Wartenstein, „Wiltpergt“ und viele andere, die durch Ankauf, Teilung, Schenkung, Heirat, Verpfändung zu Besitzungen kamen.

Mit Trompetenschall zogen die Ritter und stolzen Knappen aus zu glänzenden Spielen und Zechgelagen oder zu blutigen Fehden und gar manches Mal — zu gemeinem Raub. Ihre Untertanen, die Bauern in erster Linie, waren Leibeigentum. In Unwissenheit und Roheit lebte das Volk dahin, und Hand in Hand damit gingen üble Eigenschaften, deren Spuren sich noch lange nach der Befreiung bemerkbar machten. Ohne Aussicht, sich oder den Seinigen durch Fleiß Eigentum zu erwerben, hielt man Arbeit für eine nutzlose Last. Wo man sich von Diensten drücken, oder wo man den Gutsherrn betrügen konnte, war man eifrig darauf bedacht, nicht ganz mit Unrecht, da man den Herrn meist den Preis der Arbeit verprassen sah. Durch Lüge und Täuschung suchte man der Strafe zu entgehen, die selten gering war. Hatte man doch schon bei kleinen Vergehen den Verlust eines Körperteiles, Finger, Hand usw. zu erwarten. Ueberall auf den Anhöhen in der Nähe der großen Landstraßen ragte als erschreckendes Zeichen der Galgen, an dem der Verbrecher baumelte, bis Tiere, Wind und Wetter die Spuren verwischten.

Grauen erfüllt uns, wenn wir Berichte aus dem Mittelalter oder gar aus dem Beginne der neuen Zeit lesen. Auch unser Nahetal ist zuweilen eher alles andere als ein Paradies gewesen. Versetzen wir uns einmal in das Jahr 1525! Der Schrecken des Aufruhrs durchzieht die rheinischen Lande. Ganz Westdeutschland ist in Gärung. Von jeher war hier reges Leben, wie es schon der mächtige Rhein-
strom, die Verkehrsader zwischen Nordsee und Mittelmeer, mit sich bringen mußte. Reiche Städte hatten sich hier gebildet mit einer gewerbthätigen Bürgerschaft, die weithin geschätzt war. Infolge des Wohlstandes besaßen die Bürger größere Bildung und damit größere Neigung zur Unab-

hängigkeit. Schon früh verstanden sie es, sich Rechte zu verschaffen und wußten sie auch infolge ihres geschlossenen Auftretens zu wahren. Ungünstiger gestellt waren freilich die kleineren Städte, wie die an der Nahe, deren Bürgerschaft zum großen Teile aus Bauern bestand. Auf ihnen wie auf der Bauernschaft auf dem platten Lande lastete zumal bei der Steuerfreiheit von Adel und Geistlichkeit der Steuerdruck am meisten.

Recht zahlreich waren die Abgaben und recht klein die Rechte des vierten Standes. Am erträglichsten war die landesherrliche oder direkte Staatssteuer, die im Mai und November eingezogen wurde. Daneben gab es den Kirchenzehnten und mancherlei Lieferungen an Feld- und Gartenfrüchten, an Tieren, und zwar vom Großvieh herab bis zum Zinshuhn, das der Vogt zu Fastnacht aus jedem Hause erhielt, ferner Kopf- und Vermögensteuer, Erbschaftsteuer, die Witwen und Waisen zuweilen recht hart traf, Herd- und Rauchfangsteuer; selbst Heiratsgeld mußte gezahlt werden, wenn der Herr geruhte, dem Hörigen die Ehe zu gestatten. Fast ärgerlicher als die Abgaben waren die Beschränkungen der Fischfang-, Jagd-, Wald- und Weiderechte, sowie die vielen persönlichen Leistungen im Pflügen, Säen, Heumachen, Getreide- und Weinschnitt u. a. m.

Es ist nicht zu verwundern, daß infolge dieser Leistungen sowie Mißernten und Kriegsjahre und Wucherzinsen mancher ursprünglich freie Bauer zum Pächter oder gar Hörigen herabsank. So haben wir auch an der Nahe viele „Lehnwinzer“. Weingärten wurden vielfach auf bestimmte Zeit an kleine Leute übergeben. Der Besitzer oder Nutznießer brauchte sich dann nicht um die Bestellung zu kümmern; er sandte im Herbst seine Einnehmer und ließ meist die Hälfte des Ertrags als lehnherrlichen Anteil abheben. (Vgl. hierzu P. Hausstein, Wirtschaftliche Lage und soziale Bewegung im Kurfürstentum Trier während des Jahres 1525, Halle, 1907.)

Die Lebenshaltung der Bauern war den Einnahmen entsprechend. Ihre Häuser waren meistens schlecht, aus Kot und Lehm gebaut und mit Stroh gedeckt. Ihre Nahrung bestand, wie uns ein Schriftsteller aus der damaligen Zeit berichtet, aus schwarzem Roggenbrot, Haferbrei oder gekochten Erbsen und Linsen, Wasser und Wolken.

Wenn schon in Friedenszeiten das Los der armen Leute nicht verlockend war, so wurde es in Kriegszeiten — und Kriege gab es in jedem Jahrhundert — geradezu unerträglich. Hungersnot, böse Krankheiten, der „Schwarze Tod“ verödeten weite Strecken. Nicht minder unerbittlich waren die Menschen, „der Menschen schlimmste Hasser“. Elemente und Menschen wetteiferten miteinander, das Dasein unerträglich zu machen. Abergläubische Angst, Hexen- und Gespensterwahn hielten die Gemüter in beständiger Aufregung. Die Eltern erzählten von geheimnisvollen Erscheinungen, die immer böse Folgen mit sich brachten, wie z. B. im Jahre 1500 zu Sobernheim, Kreuznach, Bingen und andern Städten auf Hemden, Schleiern, Leintüchern, Altartüchern usw. kleine rote, ölfarbige Kreuzlein sich zeigten, die mit keiner Lauge abgewaschen werden konnten und erst nach neun oder zehn Tagen von selbst verschwanden, wie aber 2 Jahre darauf ein großes Sterben an der Pest begann und nach weiteren 2 Jahren der Kurfürst Philipp von der Pfalz wegen Erbstreitigkeiten mit dem Herzog von Bayern von dem Kaiser Maximilian in die Acht erklärt und von den Herzögen von Bayern und Württemberg, dem Pfalzgrafen von Zweibrücken und dem Landgrafen Wilhelm von Hessen mit Krieg überzogen wurde, wie die heftigen Truppen die Pfalz brandschatzten, Wein und Früchte nach Hessen schleiften, vereint mit dem Pfalzgrafen von Zweibrücken, der die mittlere und obere Nahe verheert hatte, bei Planig sich lagerten und von hier aus alles, was sich nicht durch Geld loskaufte, verwüsteten, so die Dörfer Bosenheim, Lonsheim, Windesheim, Heddesheim, Erbesbüdesheim, Rappeslaubersheim und Münster bei Bingen, wobei die Kirchen nicht einmal verschont wurden (vgl. Chronik der Stadt Bingen und Umgegend, Bingen 1886).

Nicht zu verwundern ist es, daß die Bauern den revolutionären Predigern, die selbst Luthers Lehren von evangelischer Freiheit auf ihr Banner geschrieben hatten, willig Gehör schenkten, in 12 Hauptartikeln gerechte Forderungen über Aufhebung bez. Beschränkung von unbilligen Zehnten, Abschaffung der Leibeigenschaft, Einschränkung der Frondienste, Reform des Gerichtswesens u. dgl. verlangten und zu den Waffen griffen, um mit Gewalt zu erlangen, was auf gutlichem Wege schwer zu erreichen war. In Schwaben, am Ober- und Mittelrhein brannte die

Fackel der Empörung hell. Nur die kurtrierischen Lande, die der kriegerische Bischof Richard von Greiffenklau vor dem Eindringen der Prediger sorgfältig zu schützen gewußt hatte, verhielten sich verhältnismäßig ruhig. An der Nahe aber herrschte von Bingen bis St. Wendel der Aufruhr. In Bingen nahm die städtische Bürgerschaft eifrig daran teil. In den Dörfern plünderten die ländlichen Proletarier, Handwerksburschen und Bettler und taten sich an Wein und Früchten gütlich. Manche Greuelthat wurde dabei verübt. Die Art und Weise, wie die Bauern vorgingen, ist gewiß nicht zu rechtfertigen, läßt sich aber verstehen. Kann man von Leuten, die in Unbildung und Roheit gelassen, wie Vieh behandelt werden, erwarten, daß sie sich anders wie Vieh benehmen? Kampf ist die Losung und je tiefer die Stufe um so unerbittlicher und grausamer und abscheulicher die Art der Kampfweise!

Jene Zeit war an Grausamkeit gewöhnt; die Grausamkeit wurde aber auch schwer gesühnt. Luther selbst forderte dazu auf, „wieder die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern“ scharf vorzugehen. Bald wurden die schlecht organisierten Aufständischen überall besiegt. Durch die Niederlage bei Pfeddersheim wurde auch an der Nahe der Aufruhr gelegt. Die Hauptträdelsführer wurden hingerichtet, die andern wurden teils ins Gefängnis geworfen oder mit „zwei Ruten geschlagen“, teils des Landes verwiesen. Aller Schaden mußte nach Möglichkeit ersetzt werden, die errungenen Vorrechte wurden wieder entzogen, und alte Rechte wurden sogar noch eingeschränkt. Statt der erhofften Freiheit wurde der Bauernschaft nur noch ein kläglicheres Los beschieden. Mitleid ergreift uns, und fast möchte Bitterkeit uns überkommen, wenn uns nicht der Gedanke tröstete, daß, wie jedes schwächere Geschöpf, der Bauer in natürlicher, freilich des Menschen wenig würdiger Schlaueit mancher Drangsal zu entgehen wußte, und daß die Macht der Gewohnheit die Verhältnisse, in denen er aufgewachsen war, ihn nicht allzu bitter empfinden ließ, wie wohl schließlich jedes anscheinend noch so unglückliche Wesen in seiner Weise neben Leid auch Glück empfindet, wenigstens Augenblicke hat, die manche Stunden tiefen Kummers aufwiegen.

Noch mehr als 250 Jahre sollten vergehen, bis die Bauern fast genau mit denselben Forderungen hervortreten

konnten und sie langsam in Erfüllung gehen sahen. Doch eilen wir über diese Jahre hinweg! Wenig Erfreuliches ist zu melden. Im 30jährigen Kriege verheerten neben den Kaiserlichen bald Schweden, bald Franzosen, bald Spanier das trostlose Land. Unglückseliger Partikularismus beherrschte die breite Masse, die blindlings ihren Führern folgend in toller Wut sich gegenseitig zerfleischte. Das Ergebnis? Nur ein Beispiel: Sobernheim besaß vor dem Krieg 700 wohlhabende Einwohner und 1633 nur 139 arme Bürger, und Kreuznach hatte vor dem Krieg 10 000 Einwohner und am Ende des 17. Jahrhunderts keine 4000.

Nach einer knappen Friedenspause kamen die Horden Ludwigs XIV., die unter Melacs Führung die Pfalz und die zur Pfalz gehörenden Gebiete des Nahefels in der rohesten Weise verwüsteten. 1734 erschienen die Franzosen wieder, und etwa 60 Jahre später gelang es ihnen, das ganze linke Rheinufer der neuen Republik einzuverleiben. Eine gewaltige Umänderung erfolgte im Nahegau. Mit einem Schlage wurden sämtliche Herrschaften hinweggefegt. Der Nahegau wurde dem Rhein-Mosel Departement zugewiesen mit den Kantonen Kreuznach, Sobernheim, Kirn und Stromberg. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit wurden verkündet, und bald wurde mit dem Code Napoleon ein freieres Gesetz eingeführt, das 100 Jahre lang dem Rheinländer Richtschnur sein sollte. In fröhlichen Tänzen umsprangen die Bauern die Freiheitsbäume in Erwartung einer besseren Zeit. Sie konnten sich nun selbst Land erwerben und frei darauf schalten. Nach dem Prinzip der Gleichheit teilten sie ihren Besitz unter ihre Kinder und zwar so, daß jeder möglichst in jeder Flur einen Anteil erhielt, sodaß wir heute überall im Nahegau jene unselige Landzerstückelung haben, die in praktischer Hinsicht so manche Nachteile bietet, wenn auch das Auge sich zuweilen an der bunten Manigfaltigkeit erfreuen mag.

Die Träume, die man beim Erscheinen der Franzosen hatte, erfüllten sich zwar nicht so, wie man erwartete. Die unablässigen Kriege des rastlosen Kaisers übten einen schweren Druck aus, wenn auch viele für die Person des großen Mannes begeistert waren. Nach einer Herrschaft von 20 Jahren räumten die Franzosen das Land wieder. Die Wunden heilten, und das Gute, das die Eroberer gesät hatten, brachte reichen Segen. Zum Heile Deutschlands

fiel der Rheingau mit den Rheinlanden an Preußen. Eine neue reiche Quelle war es für das sandige, ostelbische Preußen, das den Wert der neuen Provinz wohl erkannte. Das Jahr 1848 machte ihm etwas Sorge. War doch der Wein gut geraten und noch nicht halb so teuer wie heute. Noch mancher weiß davon zu erzählen, wie auch an der Nahe die Begeisterung aufloderte. Die Bürgergarde durchzog die Straßen, die Geisheitesten, Schneider und Schuster an der Spitze. Ein Wägelchen mit einem Fasse begleitete den Zug, um die Kehlen besser zu stimmen, wenn sie die Republik hochleben ließen. Mag auch mancher spötteln über jene Tage. Nicht die Schlechtesten waren es, die an der Spitze des Aufruhrs standen. Es waren nur zu viele aus der Gelehrtenstube, Leute getragen von den Idealen deutscher Größe, die aber mit dem praktischen Leben zu wenig Fühlung hatten. Manches Herz wurde sicher mit Freude erfüllt, als Prinz Heinrich auf seiner Amerikafahrt dem greisen Schurz, dem Retter des freiheitglühenden Dichters Kinkel, gleichsam zur Versöhnung die Hand zum Gruße reichte.

Die Liebe der alten Germanen zur Freiheit und Selbständigkeit hat sich am meisten am Rheine die Jahrhunderte hindurch gerettet. Während im Osten des Vaterlandes mehr Unterwürfigkeit und straffe Gewöhnung an stramme Zucht sich entwickelten, entstand am Rheine mehr der Geist persönlicher Freiheit, freierer Anschauungen, größerer Duldsamkeit und stärkeres Gefühl für gesellschaftliche Ebenbürtigkeit. Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb ist am Rheine der Gedanke an ein großes Deutschland am stärksten gewesen, und im Kampfe um den Rhein haben sich auch Nord und Süd wiedergefunden. Wackerere Krieger durchzogen zur Erntezeit des Jahres 1870 das Nahetal. Der Donner der Kanonen wurde vom Westwind über die lieblichen Fluren dahingetragen und erfüllte die Bewohner mit Schrecken. Doch der Donner verhallte. Heute erhebt sich am Rheine das Sinnbild der Kraft des geeinten Vaterlandes und schaut schützend über den Rheingau, und ihm gegenüber wird bald, hoffen wir es, Bismarcks Bild treue Wacht halten.

Schwer ist es dem Vaterlande gewesen, sich wieder zu der geachteten Stellung emporzurichten, die ihm — lang ist es her — die Welt einst gezollt hat. Ganz verändert erscheint die Heimat dem, der sie nach einem Menschenalter wiederfieht. Doch nur der erste Blick ist es, der so gewaltig

befremdet. Bald klingen alte Töne wieder. Es ist ja noch die alte Sonne, die lächelnd scheint über das Gute und das Böse. Nicht mit einem Schlage wird der Mensch ein anderer. Er bedarf der steten Entwicklung, wenngleich er wie die Pflanze durch sorgfältige Pflege und künstliche Einwirkung zu einer rascheren Entfaltung gebracht werden kann. Jahrhundertlang ist der Deutsche gewohnt gewesen, nach Kommando zu handeln und oft auch zu denken, obschon dem tiefgrübelnden Forscher weniger Schranken gezogen waren als anderswo, vielleicht deshalb, weil wenige imstande waren, seinem hohen Gedankenflug zu folgen. Die Nachwehen der Bevormundung lassen sich zuweilen noch wahrnehmen. Manchmal leuchtet auch der kleinliche Sinn aus der Vorzeit durch die neue Hülle. Der weite Blick und weitherzige Sinn für das größere Ganze fehlen zuweilen, oder das alte Sonderinteresse kehrt wieder, das schon Goethe so scharf am Charakter der Deutschen getadelt hat, der enge Sinn, der selbstüchtig nur auf das eigene Ich bedacht ist.

Auch im engeren Nahetale macht sich dies noch manchmal bemerkbar, vor allem auf religiösem Gebiete. Infolge seiner konfessionell ziemlich gleichmäßig stark gemischten Bevölkerung — das evangelische Bekenntnis überwiegt etwas — bietet es leicht Anlaß zu Reibereien in den kleinen Gemeinden sowohl wie in den großen und zwar mitunter so heftig, daß die gedeihliche Entwicklung des allgemeinen Wohls beeinträchtigt wird. Wie unerquicklich sind manchmal Gemeinde- oder Stadtratswahlen! Wie widerlich jene Anfeindungen in den Zeitungen, die auf entgegengesetztem Standpunkte stehen! Vernünftiger Kampf mit ehrlichen Mitteln schadet gewiß nicht. Wenn aber immer wieder längst abgetane Sachen bloß der Heze wegen aufgetischt werden, so wirkt das wenig erquicklich. Auf wessen Seite die größere Schuld liegt, sei dahingestellt. Jedenfalls werden auf beiden Seiten Fehler begangen, die zum großen Teil daher rühren, daß man zu wenig miteinander in persönliche Fühlung kommt. Und doch gewährt eine persönliche Aussprache die beste Gelegenheit zu einer sicheren und eingehenderen gegenseitigen Unterrichtung sowie zu einer besseren und freundlicheren Würdigung des gegnerischen Standpunktes. Sicher ist ferner, daß manches Feindselige nur von wenigen, einem oder dem andern Heißsporn, ausgeht, der vielleicht nicht einmal zu Rheinlands Kindern zu rechnen ist.

Im allgemeinen ist der Bewohner des Nahegals religiös, aber er ist durchschnittlich kein Fanatiker. Würde ihm ein geistliches Kommando befehlen, seine Brötchen oder Schuhe nur bei Glaubensgenossen zu kaufen, wie es tatsächlich schon vorgekommen ist, so würde er sich's doch wohl überlegen und schließlich, besserer Einsicht folgend, dahin gehen, wo er am besten bedient wird.

Infolge dieses Mangels an Fanatismus und wegen der starken Mischung ist die Zahl der Mischehen recht bedeutend. Die Liebe kennt keine Schranken. Im Jahre 1906 z. B. wählten in Kreuznach von 103 evangelischen Männern 29 römisch-katholische Frauen, und von 74 Katholiken befaamen 24 evangelische Frauen. Der Prozentsatz ist recht hoch, obwohl die Geistlichkeit die Mischehen nach Kräften bekämpft, da wegen der Kindererziehung manche Mißhelligkeiten entstehen und der religiöse Eifer leicht erlischt.

Zwischen den Geistlichen — „Pastor“ heißt der katholische und „Pfarrer“ der evangelische auf der linken Naheseite, während auf der Pfälzerseite es umgekehrt ist — herrscht gewöhnlich nur offizieller Verkehr, selten ein herzliches Einvernehmen. Hoffentlich kommt die Zeit bald wieder, wo sie wie zu Anfang des letzten Jahrhunderts, Hand in Hand arbeiten an der Förderung des allgemeinen Wohles. Die Religion der Liebe kennt keinen Haß und Verfolgungswahn. Möge der Geist wahrer Duldsamkeit bald einziehen und den Blick weiten. Jeder bedenke, daß es noch nicht lang her ist, daß die Väter gezwungen waren, heute so, morgen so zu glauben je nach dem Belieben des Herrn, dessen Untertanen sie waren, wie die Verteilung der Bekenntnisse im Nahegau heute noch so anschaulich lehrt. Man beherzige, daß dem Menschengenoste Schranken gezogen sind, die zur Bescheidenheit mahnen, damit man seine eigene Meinung nicht als die einzig wahre hinstelle. Aller häßliche Zwist schwinde, damit in Frieden mit vereinten Kräften Großes gewirkt werde; denn noch sehr viel bleibt zu tun übrig. Dann wird auch der Friedhof kein Zankapfel mehr sein, sondern in Frieden wird man ohne konfessionellen Unterschied dort ruhen von gemeinsamer Tätigkeit.

In Bezug auf geistige Bildung ist der Nahegau nicht schlecht bestellt. Für höhere Schulen ist gesorgt. Birkenfeld hat sein Gymnasium, Oberstein-Idar Fachschulen und eine Oberrealschule, Kirn wird wohl bald mit einem Gymnasium,

bez. was vielleicht mehr zu empfehlen, einer Reformschule folgen. Sobornheim hat eine Realschule. Kreuznach endlich erfreut sich eines Gymnasiums und einer Realschule. Mit Recht sähe mancher gern beide Anstalten in eine verschmelzen, eine Reformschule, Realgymnasium und Oberrealschule. Eine höhere Töchterschule ist auch da; man will sogar eine neue bauen, und schon fast zwei Jahre lang ist die gesamte Bürgerschaft eifrig auf der Suche nach einem Platz: hier ist der Weg zu weit; dort könnte der allzu nahe Kirchhof das jugendliche Gemüt verdüstern; da ist der Platz zu klein; und im schönen Badeviertel könnte das „Geschnatter“ den süßen Schlummer der Badegäste stören. Fürwahr, der Schwierigkeiten Zahl ist nicht gering!

Für Fortbildungsschulen ist gleichfalls gesorgt, und dem der sich weiterbilden will, sind die Mittel geboten. Eine Leihbibliothek ist vorhanden, und an Vorträgen über Fach- und allgemeine Fragen ist kein Mangel. Die Gelegenheiten zur Weiterbildung dürften nur noch in höherem Maße ausgenutzt werden.

Weniger günstig ist das Land gestellt. Kreuznach hat zwar eine Weinbauschule; indes diese ermöglicht nur einer beschränkten Zahl in bestimmten Dingen eine Fortbildung. Für die Mehrzahl geschieht nicht genug. An Material zur Weiterbildung von Verstand und Gemüt wird wenig geboten. Und doch kann man bei vielen Landleuten ganz rege Teilnahme finden an Fragen, die nicht das alltägliche Brot betreffen. Zu bedauern ist daher, daß diesem Trieb so wenig Rechnung getragen wird. Die meisten wissen nicht, wie sie sich weiterbilden können. Gewöhnlich haben sie niemand, der ihnen Aufschluß gibt. Die fast einzige Hilfe ist das Tageblättchen, das vierteljährlich ca. 1,20 Mk. kostet, wo die wichtigsten Neuigkeiten und ein bestimmtes Maß von Politik verzapft werden, wengleich man zugeben muß, daß für den Preis das Beste geleistet wird, schon der Konkurrenz wegen; hat doch Kreuznach 3 täglich erscheinende Zeitungen. Zu größeren Blättern oder Zeitschriften kann oder mag sich der Bauer nicht emporschwingen schon der hohen Kosten wegen. Im Sommer bleibt ihm zwar in der Woche wenig Zeit übrig zum Lesen, aber da sind die Sonntage und dann erst die langen Winterabende. Da bedürfen die, welche so viel in freier Luft mit körperlicher Arbeit sich abgeben der geistigen Tätigkeit.

Beschäftigung will der Geist! So sieht man denn an schönen Tagen die Jugend hinausziehen zu Festen, oder wenn das Geld fehlt, am Bahnhof herumlungern und sich über das Reisepublikum erfreuen, oder im Wirtshause bei Regel oder Karte die Zeit totschiagen. Zwar darf man mit Freude behaupten, daß die Sitten sich weit, weit gebessert, geradezu verfeinert haben in den letzten 20 Jahren. Viehische Betrunktheit sieht man heute mit anderen Augen an. Schnaps-trinken ist verpönt und weit seltener geworden. Welche Schlachten gab es vor etwa 2 Jahrzehnten fast bei jeder Kirchweihe! In Strömen floß das Blut. Heute geht es meist friedlich ab trotz des hitzigen Blutes. Ein sinnloser Taumel durch die Kirmestage ist fast unbekannt. Ja, man freut sich, daß die Zahl der Festtage von 3 auf 2 vermindert ist. Einen vierten Tag zum „Blaumachen“ fände man sicher heute wunderbar, und wenn es früher als Ehre galt, bis zum ersten Hahenschrei auszuhalten, gilt es jetzt für feiner, an die Heimfahrt zu denken, wenn die mitternächliche Stunde geschlagen hat.

Im ganzen Benehmen ist ein merklicher Fortschritt wahrnehmbar, der selbst einen Pessimisten an der Entwicklung der Menschheit zum Besseren nicht ver zweifeln läßt. Die groben, wenn auch recht treffenden Redensarten der Väterzeit, gelten als unfein. Ja, selbst der Dialekt wird ganz merklich vom Hochdeutschen beeinflusst, natürlich begünstigt durch die Schule. Nur noch das ganz alte Mütterchen kauft „Steenulig“. Das Mädchen, das etwas fein will, jagt Steinöl oder gar Petroleum (zum Leidwesen des deutschen Sprachvereins, dem eine solch feine Verdeutschung verloren geht), und nur noch der Großvater „hockt hinner dem Uwe“, der Enkel „sitscht schon hinner dem Dwe“. Wäre nicht das gemüthliche, breite „sch“, dann hätte man fast leidliches Hochdeutsch. Trotzdem verleugnet selbst der gebildete Kreuznacher seine Heimat nicht leicht. Es wäre auch schade; denn mit dem Dialekt und dem ganz eigenartigen, lebhaften, barschen und doch zugleich gutmütigen Tonfall schwände ein gut Teil Kreuznacher Urwüchsigkeit und Poesie.

Den allenthalben wahrnehmbaren Fortschritt verdanken wir zum großen Teile dem Schulunterricht. Im Vergleich zu früher ist dieser ohne Zweifel ausgezeichnet. Trotzdem darf man fragen, ob er fürs Land hinreichend ist. Eine Vermehrung des Unterrichtsstoffes braucht deshalb nicht gleich

gewünscht zu werden — die kleinen Köpfe können ohnedies nicht mehr alles fassen. Mit welcher übermütiger Freude, oder ist es Rache für öde Stunden während acht langer Jahre, zerreißt so manches eben der Schule entlassene Kind ein verhaßtes Buch und überläßt die Fäden den lustigen Winden, und der mutwillige Knabe zerfchellt mit Wohlgefühl seine zerkrakte Schiefertafel am ersten Ecksteine, wö möglich vor den Augen des Lehrers, damit der — o kindliche Einbildung! — sich ärgere! Doch wer von den Schülern der höheren Lehranstalten gleichfalls jauchzt nicht, wenn die Tore der Schule sich hinter ihm schließen und er dem goldenen Lande der Freiheit entgegenzuschweben glaubt! Woher solche Freude, der ein Anflug von Rachegefühl beigefellt ist? Vermag die Schule so wenig zu fesseln, so wenig Liebe zum Lernen abzurufen? Gewiß, es gibt manche strebsame Schüler, denen Lernen ein Vergnügen ist, die den Eltern oder dem Lehrer gar eine Freude bereiten wollen, die der Ehrgeiz treibt, denen vorzügliche Anlagen das Lernen leicht machen, denen es an Lob und Auszeichnungen nicht fehlt.

Daneben gibt es aber auch eine stattliche Zahl, deren Los wenig beneidenswert ist. Manche verdienen es zwar wegen ihrer Trägheit; viele indes gibt es, denen das Schicksal keine großen Geistesgaben verliehen hat, dafür aber um so bessere körperliche Vorzüge oder mehr praktische Fähigkeiten, damit sie sich in ihrer Art der Menschheit auch nützlich erweisen können. Tag für Tag sieht sich der Schwachbegabte hinter seinen geweckteren Mitschülern zurückgesetzt, meistens getadelt, selten gelobt, geringgeschätzt von den eigenen Mitschülern, die sich wenig nachsichtig beurteilen, und zu Hause gestraft — wegen Faulheit natürlich; denn nicht gern sehen die Eltern ein, daß ihrem Kinde die Begabung fehlt. Und in der Schule da gibt's so viel zu denken, so viel Gedächtnismäßiges, so viel Idealistisches, für das der Kopf so wenig Verständnis hat; und Realistisches, Sachen, die für das Leben auch etwas wert sind, werden weniger geschätzt, und doch sind das vielleicht Dinge, wo auch der weniger Begabte einmal zeigen könnte, daß er etwas versteht. Gewiß, der Himmel verhüte, daß der Idealismus aus unseren Schulen schwinde; aber etwas mehr Realismus dürfte entschieden einziehen, damit möglichst vielen die Möglichkeit geboten wird, nach Fähigkeit und Neigung sich zu betätigen.

Freilich, es wird auch in Zukunft Schüler geben, die für reale Dinge so wenig Interesse haben wie für ideale. Aus dem Grunde schon muß man sich hüten, in der Sentimentalität, wie es bereits häufig der Fall ist, zu weit zu gehen. Bei dem allgemeinen Wettbewerb der Völker heißt es heute eben arbeiten, wenn wir die Stellung behaupten wollen, die unser Vaterland errungen hat. Ohne einen gewissen Zwang wird es nie abgehen, wenn ein bestimmtes Maß von Leistungen gefordert werden muß. Wesentlich ist aber, daß bei allem, was verlangt wird, möglichst viel geleistet wird mit möglichst wenig Aufwand von Kraft. Dazu kommt als wichtiger Faktor die Lust und Liebe, die alle Arbeit leicht macht, und die Erkenntnis, warum etwas geschieht. Es gilt daher die Neigungen des Kindes zu studieren und gute Anlagen und Triebe zu fördern, ohne daß starker Druck ausgeübt wird. Jeder kann sehen, daß die Kinder durchweg Neigung haben, Dinge, die sie im alltäglichen Leben sehen, nachzubilden. Aus Sand oder Schlamm backen sie Kuchen, formen Tiere, errichten Häuser. Aus dem Taschentuche machen sie zum Aerger der Mutter Puppen oder Fische, aus Rüben schnitzen sie Menschenschädel und höhlen sie aus, um sie des Abends zu beleuchten: Es ist die Freude, etwas erstehen zu sehen, die Lust am selbsttätigen Vollbringen, und die heißt es fördern. Praktische Dinge, die mit dem Leben in der Gesellschaft und zu Hause, die mit der Volkswirtschaft in Verbindung stehen, heißen daher größere Berücksichtigung. Wie nützlich wäre z. B. Koch- und Haushaltungsunterricht nicht nur für Mädchen sondern auch für Knaben! Ganz abgesehen davon, daß die Jungen nur zu oft im Leben in die Lage kommen, diese Kunst verwerthen zu können, lernten sie dadurch besser den Wert der einzelnen Lebensmittel kennen und — die ideale Seite, die sich selbst dem realen Dinge abgewinnen läßt — weibliche Arbeit verstehen und würdigen. Wie nützlich, die äußeren Sinne und den Geist gleichzeitig bildend, ist es ferner, ein Haus zu zeichnen, das nötige Material zu berechnen, das Holz zu schneiden und zusammenzufügen, kurz das Gebilde von den ersten Anfängen an erstehen zu sehen, und welche Menge von Erörterungen über schöne und zweckmäßige Ausführung, Kosten, Beschaffung des Materials usw. ließe sich daran anknüpfen! Man könnte behaupten, so etwas müsse der Familie überlassen bleiben.

Das ist aber irrig; denn die wenigsten Familien würden sich darum kümmern. Der Kostenpunkt freilich macht etwas Schwierigkeit; es ließe sich aber schon mit bescheidenen Mitteln viel erreichen.

Gerade für das Land ist Ausgestaltung des Unterrichts in diesem Sinne von Wichtigkeit.

Erfreulich ist es, daß im Mahetale mit ländlichen Fortbildungsschulen wenigstens der Anfang gemacht ist. Deren Zahl ist leider noch zu gering. Man scheut die Kosten, was allerdings bei den schlechten Weinjahren erklärlich ist. Es ist aber übel angebrachte Sparsamkeit, zumal da die Kosten zum größeren Teile durch Staatszuschüsse gedeckt werden. Freilich, wenn die Kinder einmal selbstverfertigte, nützliche Gegenstände nach Hause brächten, oder Buchführung lernten und den Eltern zeigten, wieviel in dem Zweige der Landwirtschaft verdient, in dem verloren wurde, dann sähen diese handgreifliche Vorteile, brächten der Ausbildung mehr Interesse entgegen — und förderten den Lerneifer der Kinder. Aus dem Grunde rede ich hier von solchen Dingen. Ich möchte mehr Begeisterung für die Schule und weitere Ausbildung erwecken. Wie wenig Beziehungen bestehen zwischen Haus und Schule! Und doch wie nützlich sind gemeinsame Beratungen zwischen Eltern und Lehrern, die so viele Stunden die Kinder in Obhut haben! Doppelt leicht erreichte man es, daß die Kinder nicht bloß lesen sondern auch leben lernen. Der größte Feind ist Unkenntnis. Oft wird man erst durch Schaden klug. Wozu aber auf diese umständliche und oft gar verhängnisvolle Weise?

Wenn unsere Bauernkinder mit 14 Jahren die Schule verlassen, dann ist ihre Erziehung sozusagen beendet. Und doch wie viel bleibt noch zu lernen, und wie notwendig ist eine weitere Ausbildung! Als notwendige Folgerung wird daher für die Zukunft sich ergeben, die Schulpflicht auf ein höheres Alter auszudehnen. Viel von dem Gelernten bedarf der Auffrischung oder Ergänzung. Für manche Sachen kommt das Verständnis erst mit dem Weiterschreiten der Entwicklung. Vielleicht ist gerade in den Jahren, wo der Körper bei der Entwicklung zur Pubertät so gewaltige Aenderungen erleidet, eine gut geleitete, veredelnde, geistige Tätigkeit vorteilhaft, um den Menschen zu höheren Idealen zu erziehen. Ferner können durch Verlängerung der Schulzeit manche Stoffe, die jetzt im Marschtempo durchgehehelt

werden, etwas langsamer bearbeitet werden. Selbstredend ist die Einführung der Winterschule hinreichend. Ja, im Sommer genügte sogar für die oberen Klassen der Vormittagsunterricht, sodaß die Kinder bei dem jetzigen Arbeitermangel den Eltern etwas zur Hand gehen können.

Schwierig ist allerdings die Frage, woher die Kräfte zu bekommen sind. Indes wenn der Lehrer, wie eben angedeutet, im Sommer etwas entlastet, und wenn im jetzigen Winterlehrplane eine oder die andere weniger wichtige Stunde schwindet, so ist er gerne bereit, gegen je nach der Arbeitslast entsprechende Vergütung an dem Wohle der Jugend in den schwersten Jahren weiterzuarbeiten. Vielleicht läßt es sich im Laufe der Zeit auch erreichen, daß überbürdeten Lehrern junge Schulamtskandidaten, die sich noch weiter auszubilden haben, zur Entlastung zugesellt werden, ehe sie eine selbständige Stelle antreten, wo sie keinen erfahrenen Ratgeber zur Seite haben.

Aber auch für andere bietet sich hier ein Arbeitsfeld zum Einspringen. Auch auf dem Lande findet sich immer eine oder die andere Kraft, die helfen kann. Jeder, der die Fähigkeit besitzt, muß an der Hebung des Volkswohles sich beteiligen. Auch wäre es bei den heutigen bequemen Verkehrsverhältnissen nicht allzu schwierig, Kräfte aus einer nahegelegenen Stadt zu gewinnen. Wie segensreich wären die belehrenden Worte eines Arztes, oder die praktischen Ratschläge eines Juristen, oder irgend eines fähigen Mannes, der Naturkunde mit besonderer Berücksichtigung seiner näheren Heimat, Geschichte oder Heimatkunde zu besonderem Studium erwählt hat! Heimatsinn, Interesse an Obstbau, Bienenzucht u. dgl. könnten so gefördert werden. Der Schönheits Sinn für Bauten, Gartenanlagen u. dgl. könnte erhöht werden, und vor allem der Lesesinn. Bei einem Landwirte Bücher anzutreffen gehört zu den Seltenheiten, allerdings ein Mangel, dem man meistens in deutschen Familien begegnet. Das rührt freilich zum Teile daher, daß die Bücher verhältnismäßig teuer sind; selbst die neueren Volksausgaben stehen hinter dem, was in England zu demselben Preise geboten wird, noch weit zurück.

Im Kreise Kreuznach hat man durch Einrichtung einer Kreis-Wanderbücherei zu helfen gesucht, eine Neuerung, die ohne Zweifel manches für sich hat. Aus hygienischen Gründen jedoch ist diese Einrichtung weniger zu begrüßen, zumal auf

dem Lande es mit der Reinlichkeit noch nicht übermäßig genau genommen wird. Hoffentlich ist die Zeit nicht mehr allzufern, wo auch das Dorf sich seiner kleinen Bibliothek erfreuen kann. Vielleicht läßt sich bei Neubauten von Schulen auch ein bescheidener Raum für ein Lesezimmer finden. Manch einer mag so etwas für überflüssig halten, aber die moderne Entwicklung des Bauernstandes in den mit uns wetteifernden Staaten, wie z. B. in den Vereinigten Staaten, drängt dazu. Die Theorie muß heute zur Praxis hinzutreten.

Die wissenschaftliche Ausbildung hat außer den praktischen Vorteilen vielleicht auch eine ideale Seite: Achtung vor der eigenen Arbeit, Hebung des Standesbewußtseins. Doppelt schätzbar ist selbst die bescheidenste Arbeit, die mit Geschick und Verstand ausgeführt wird. Viel eher wird man sich bewußt, daß nicht jeder sie verrichten kann, und daß sie im Getriebe der großen Weltmaschine ebenso notwendig ist wie rein geistige Tätigkeit. Und wie sehr bedürfen wir der Achtung vor der Handarbeit! So mancher Junge, der nicht die geringste Lust und Liebe zum Studium hat, — gar nicht zu reden von Mangel an Fähigkeit — wird heutzutage gezwungen, zur höheren Schule zu gehen, um sich dort zu langweilen oder gar sein Leben zu „verpfuschen“, während er in irgend einem praktischen Berufe ein nützliches Glied der Menschheit werden könnte. Der Stolz der Eltern will es so. Der Sohn muß etwas „Besseres“ werden. Daher das unheimliche Drängen zum höheren Studium, das vielen einen erbitterten Kampf ums Dasein bereiten wird.

Im Nahetal ist die Zahl der studierenden Bauersöhne noch nicht übermäßig groß. Hier sind noch Bauern zu treffen, die auf ihren Stand stolz sind. Freilich denken auch sie zuweilen, es wäre schön, als vornehmer Herr einherzustolzieren, oder als pensionsberechtigter Beamter in behaglicher Amtsstube zu sitzen. Als wo gibt es nicht solche, die des andern Beruf für angenehmer halten? Der vielbeschäftigte Rechtsanwalt, der hinter einem Berge von Akten über einen verwickelten Fall nachgrübelt, oder der Professor, der in dickleibige Folianten vergraben, der Welt neue Weisheit zu geben sich abmüht, träumt wohl auch zuweilen, wie schön es wäre, im Maiensonnenschein in frischer Luft hinter dem Pfluge einherzugehen und dem Trillern der Lerche zu lauschen. Eins hat der Bauer sicher allen voraus: Er kann

am ersten, ohne den Hunger fürchten zu müssen, nach Herzenslust seinen Gefühlen Luft machen, wenn ihm etwas nicht gefällt, — und das macht auch Spaß. Das „Schimpfen“ versteht man auch an der Nahe. Dafür sorgt schon das lebhafteste Temperament.

Die Menschen machen sich in der Regel selber das Leben leicht oder schwer. Wenn es daher schlecht geht, kann man sich sagen, daß man — von naturgemäßen Wechselfällen abgesehen — nicht selten aber daran schuld ist. Jeder Mensch begeht eben Fehler, und für jeden Fehler tritt früher oder später Strafe ein. Aber die Fehler sind begründet. Denn der Mensch ist ein Produkt seiner Herkunft, Erziehung und Umgebung. Die Geschichte des Großvaters erklärt oft das Gebaren des Enkels; und doch gleicht der Enkel nicht immer völlig dem Ahn. Andere Erziehung, andere Umgebung erzeugen neue Eigenschaften, gute wie böse. Unser Leben ist ohne Zweifel anders wie das unserer Großväter, wenn auch manches geblieben ist. In schneller Folge pulsiert das Leben in den Städten. Zäher, konservativer ist das Land; aber auch hier brandet schon die Flut der modernen Zeit.

Von jeher ist der Bauernstand ein wichtiger Faktor im Staatsgetriebe gewesen, aber sein Los ist deshalb nicht beneidenswert gewesen, vom Großbauer selbstredend abgesehen. Das Leben des Bauern war vielfach eine lange Kette von Mühseligkeiten von der Wiege bis zum Grabe. Meist ohne Aussicht weiterzukommen, war er an seine Scholle gebunden, und im engen Kreis verengerte sich sein Sinn. Die Nachwehen davon lassen sich noch verspüren. Am deutlichsten bemerkt man dies bei den Ansichten über die Ehe. Wohl mehr denn in der Stadt ist es hier oft nüchterne Geschäftssache. In erster Linie wird auf den Beutel gesehen. Man darf nicht „unter dem Stande“ heiraten, d. h. nicht in eine ärmere Familie hineinheiraten. Dann herrscht vielfach das Streben, möglichst Grundbesitz zu erwerben; daher das „ins Dorf heiraten“ und damit die Innzucht. Gott sei Dank, daß die Zeiten vorbei sind, wo der Bauer sich die Genehmigung seines Gutsherrn zur Heirat erst einholen mußte, ohne dessen Erlaubnis er die heimatische Scholle überhaupt nicht verlassen durfte. Trotzdem kommt es heute noch vielfach vor, daß die Burschen Mädchen aus demselben Dorfe heiraten, ja es höchst ungern sehen,

wenn auswärtige Burschen in ihrem Dorf freien. Früher ist es sogar vorgekommen, daß man fremden Freiern auf-lauerte und sie verbläute, um ihnen die Wiederkehr zu ver-leiden. Indes da heute die Bahn vielfach den Fremden sicher entführen kann, ist die Gefahr nicht mehr so groß. Außerdem regt der lebhaftere Verkehr schon von selbst zu größerem Austausch an. Immerhin ist die Zahl der Ehen unter Blutsverwandten noch recht groß. Es wäre interessant, darüber einmal genauere Erhebungen anzustellen. Es wird sich dabei zeigen, daß manchmal halbe Dörfer nahe unter-einander verwandt sind.

Weise ist es von der katholischen Kirche, daß sie solche Ehen in weitem Maße verbietet. Ein Staatsgesetz sollte hier kurzen Prozeß machen. Wenn die jungen Leute sich klar vor Augen führen, welche Verbrechen sie an ihren Kindern, bez. Kindeskindern und an der Nation begehen, dann werden sie einen solchen Schritt schon wohl überlegen. Vielfach ist es ja nur Unwissenheit, wenn auch die Vernunft nicht immer Herr über das Fleisch ist. Schwächliche, mit allerlei körper-lichen Gebrechen — Blindheit, Taubheit u. dgl. — behaftete oder geistig gering begabte Kinder, wenn nicht gar Idioten, sind ihre Nachkommen. Weshalb hat wohl gerade Mecklen-burg und Ostelbien überhaupt den relativ größten Prozent-satz an Blinden aufzuweisen, und weshalb findet der Lehrer in Gegenden mit viel Junzucht so wenig regsjames Material?

Sonst herrscht im Nahetal in Bezug auf Sittlichkeit noch „Tugend und Verstand“, wenn auch hier und da schon etwas Großstadtlust wehen soll. Die Zahl der Geburten ist auch hier etwas zurückgegangen. Auch die Säuglings-sterblichkeit ist ziemlich groß. Das hängt zum Teil mit der gerade nicht günstigen wirtschaftlichen Lage zusammen, dem Mangel an Geld, an Zeit — die Frau hat ja so viele Arbeit — an Sachkenntnis, oder vereinzelt ist Gedanken-losigkeit der Grund. Mangel an Liebe ist es selten. Zwar läßt sich hier und da noch wahrnehmen, daß jemand für die Pflege und das Gedeihen seines Viehes mehr bekümmert ist als um sein und der Seinen Wohl und Wehe. Es ist ein bitteres Wort, doch mancher wird's bestätigen können. Treffend hat diese böse Seite der launige Hunsrückler Dichter Rottmann, weiland Bürgermeister zu Simmern, ein guter Kenner seines Volkes, in einem Gedichtchen, „Der Schreck

auf dem Kirschbaume“, gezeichnet, das dem Leser nicht vor-
enthalten sei:

Der Michel, der hott uff em Keerschbaam geseß
Un hott kläne Kersche, so Knechberscher geß.
Do kummt det Hannickelche, sei kläner Bu, erbei
Unn duht an dem Baam gott's jämmerliche Schrei.

„No, watt iß dann?“ riest der Michel eraab zu dem Kinn.
„Ach Vatter, kummt eruner, awer hordig unn geschwinu!
„Mei Almirer (Großmutter) leit in ehrer Ausschallstuh
Unn sieht aus, wie en Dores (Totes) — un ehr Aue, die sinn zu!“

„Schwernother Grobsack! dattste nor verreckst!
Wofte meich eso uff dem Baam elo verschreckst!
Kumm eich enunner, eich breche D'r sch Knick!
Eich honn werlich gemähnt: Uhs Ruh, die wär dick!“

Solche „Michel“ gibt es aber auch anderswo. Es finden
sich sogar solche, die vor lauter Toilette, Bällen, Gesell-
schaften und Festlichkeiten wenig Zeit sich ihren Kindern
widmen können. — Der Hauptgrund der Unterernährung
mancher Kinder ist die Dürftigkeit. Groß ist die Schar der
Kleinen — nicht selten mehr als fünf —, die hungrig um
den Tisch sitzen, auf dem ein Berg von Kartoffeln aufgetürmt
ist. Was für Pausbaden erzeugt doch das Stärkemehl!
Wenn es nur solide wäre! Die alten Germanen aßen viel
Hafergrütze, und sie befanden sich wohl dabei. Allen Respekt
vor der Kartoffel! Sie ist uns unentbehrlich. Aber man
vergeße das Getreide nicht! Warum geben wir denn den
Pferden Hafer und den Kühen Schrot? — Statt der wohl-
tätigen Milch bekommen die Kinder oft schon früh dünnen
Kaffee. Wie gefährlich ist es doch, die Kinder der Milch
zu entwöhnen, dem besten und billigsten Nährstoffe! Um
so eher greifen sie später zu den kostspieligeren Getränken.

Wie Lehrer bestätigen, und wie so manches blasse Gesicht
zeigt, sind die Fälle der Unterernährung der Kinder leider
noch groß genug. Hoffentlich wird bald allenthalben eine
mindestens halbjährliche Besichtigung der Schulkinder einge-
führt, damit dem Uebel völlig abgeholfen werden kann.
Es ist ja glücklicherweise weit besser geworden, zumal da
die Kinder heute viel weniger zur Arbeit herangezogen
werden. Der Maschinenbetrieb macht ja manches überflüssig.

Der Kinderschutz auf dem Lande bedarf trotzdem der
Aufmerksamkeit. Der Gesellschaft, dem Staate kommt hier
entschieden die moralische Berechtigung zu, selbst in die
Rechte der Familie einzugreifen, wenn er verhüten will, daß

schwächlicher Nachwuchs erzeugt wird, oder daß ihm hilflose Menschen zur Last fallen. — Recht erfreulich ist es zu sehen, mit welcher Begeisterung die Dorfjugend im Nahetal sich dem Turnen oder Fußballspiel hingibt, einem Spiele, das auf Körper und Geist anregend und wohltuend einwirkt, vorausgesetzt natürlich, daß es nicht als Renommierspiel nur mit Rücksicht auf die Anzahl der Tore gespielt wird. Bewegung haben die Bauernjungen zwar genug, aber meist nur maschinenmäßige. Man betrachte nur die steife Haltung, den schwerfälligen Gang, und man wird erkennen, wie notwendig und zweckdienlich lebhafter Bewegungssport ist, ganz abgesehen davon, daß dies weit besser ist als den Sonntag beim Alkohol zu verbringen.

Doch verfolgen wir den Werdegang der Kinder vom Lande weiter! Es kommen die Jahre der Pubertät. Auf dem Lande drängt so manches zu früher Aufklärung. Eine gute oder rechtzeitige Aufklärung scheint jedoch nicht immer gegeben zu werden. Wohl hat die frühe Aufklärung viele Gegner, aber lieber zu früh als zu spät! Wer soll nun aufklären? Die Berufensten wären natürlich die Eltern; aber wie ungeschickt sind viele, und wie viele hält falsches Schamgefühl davon ab! Der beste Ratgeber ist daher wohl ein vernünftig geschriebenes Buch. Wahrheit schadet nicht sehr leicht. Je klarer die Folgen der Sünde vor Augen geführt werden, desto größer ist die Furcht davor. Man führe den, der geheimen Lastern fröhnt, in ein Hospital und zeige ihm dort die häßlich entstellten Kranken, die den Lohn der Sünde zahlen, und es wirkt mehr als alle Hinweise auf Himmel und Hölle, wenn diese Medizin beizeiten gegeben wird.

Die heranwachsende Jugend im Nahegau hat im Durchschnitt ein ziemlich hübsches Aussehen. Der Körperwuchs wird etwas mehr als mittelgroß und verhältnismäßig geschmeidig. Die Schädelbildung neigt zur ovalen Form. Die Gesichtszüge sind frisch. Mitunter ist der belebende Wein etwas schuld daran. Die Farbe des Haares ist meist dunkelblond, nicht selten auch tiefschwarz, wohl keltisch-romanisches Erbe.

Die Körperform sucht man möglichst durch moderne Kleidung zu verschönen. Der neueste Schnitt ist keine Seltenheit. Von der alten Tracht ist selbst in den etwas abgelegenen Dörfern keine Spur mehr zu sehen. Die Winzer an der Nahe gehörten ja zu den ersten, die nach französischem Muster die Tracht der Väter mit der billigeren Kleidung

der Städter vertauschten und so gleichzeitig ihre rechtliche Gleichstellung an den Tag legten.

Doch nicht allzu lange währt manchem die blühende Zeit. Die Sonne verbrennt das Gesicht, harte Arbeit beugt den Rücken. Sorgen durchfurchen die Stirn, das Auge sinkt in die Höhle. Spuren von Unterernährung oder tückisch schleichender Krankheit machen sich früh bemerkbar. Schon dem alten Goethe ist es aufgefallen. Er findet „die Kinder schön, die Jugend nicht, die alten Gesichter sehr ausgearbeitet“. „Sehr ausgearbeitet!“ Kühn darf man behaupten, daß in den Weinbaugebieten eifrig gearbeitet wird und gearbeitet werden muß, da Maschinen in Weingärten wenig Erleichterung bringen können. Zu des Dichters Zeit allerdings mag es vielen herzlich schlecht gegangen sein. Fürchterlich hatten die Kriege gewüthet. Heute darf man wohl sagen, daß die Zahl der „ausgearbeiteten“ Gesichter verhältnismäßig geringer ist. Die Lebensweise ist ja besser geworden, zumal in den dem Verkehr schon länger erschlossenen Gegenden. Davon zeugen die Weggereien, die in den meisten Dörfern — allerdings in manchen erst in den letzten Jahren — aufgefunden sind. Indes die Zahl derer, die früh „abgelebt“ aussehen, wie man auf dem Lande zu sagen pflegt, ist noch groß genug.

Nicht auf allzu gute Gesundheitsverhältnisse läßt das Aussehen schließen. Und doch sollte man glauben, die frische Landluft wehre den Krankheiten den Zutritt. Leider ist fast das Gegenteil der Fall. Der Prozentsatz der Kranken auf dem Lande ist nicht geringer als in den Städten. Der schlimmste Feind ist die Tuberkulose. 50 Prozent werden von ihr in den meisten Landkreisen dahingerafft. Zwar sucht man durch Einrichtung von Fürsorge- und Beratungsstellen den Krankheiten entgegenzutreten. Der Kreis Kreuznach ist darin recht fortschrittlich. Vor allem müssen indes die Verhältnisse gebessert werden. Kommen z. B. Kranke aus Lungenheilstätten, wo man sie auf den Weg der Besserung gebracht, zurück in die alten Verhältnisse und die alte Lebensweise, so ist der Erfolg gleich Null. Der Lebensweise auf dem Lande ist daher besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Besuchen wir einmal ein Bauerndorf an der Nahe! Eng schließt sich Gehöfte an Gehöfte. Eine Hauptstraße und eine Reihe von winkelligen, engen Nebengassen. Gewöhnlich kehrt

das fränkische, meist zweistöckige Haus wieder. Gefellig steht es dicht an der Straße, mit vielen Fenstern, gleichsam dem neugierigen Sinn der Bewohner angepaßt, die gerne mit dem Leben auf der Straße in Fühlung bleiben. Die Giebelseite ist der Straße zugekehrt. Neben dem Wohnhaus ist die Einfahrt, gewöhnlich durch ein riesiges Holztor gegen die Straße abgeschlossen, das in neuerer Zeit durch zierlichere, kleinere, eiserne Tore verdrängt wird. Auf der einen Seite des Hofes liegen die Wirtschaftsräume. Der Eingang zum Wohnhause befindet sich in der Mitte der dem Hofe zugekehrten Seite. Einige Stufen führen zum Flur, der hier und da noch mit roten Ziegelsteinen, meistens jedoch mit schwarz-weißen oder grauen Platten belegt ist. Nach der Straße zu liegt die gute Stube. Das hohe, weißgedeckte Bett, das sie vor nicht vielen Jahren noch zierte, ist heute verschwunden. Der Stil ist nicht einheitlich; denn es wird ja meist ein Stück nach dem andern angeschafft, aber eine gewisse Prunkliebe macht sich doch bemerkbar. Sofa und selbst Piano sind bei dem besseren Bauer keine Seltenheit. Die Wände sind zuweilen tapeziert, wenigstens in der guten Stube, gewöhnlich sind sie getüncht in bunten Blumenmustern. Die Wände zieren das bunte Soldatenbild des Hausvaters, eine Reihe von Photographieen, ein oder das andere bescheidene Bild aus Natur- oder Menschenleben, bei Protestanten sodann ein Lutherbild und bei Katholiken recht bunte Heiligenbilder, die in jüngster Zeit solchen mit matteren Farben weichen. Der Fußboden ist in der Regel geölt. Bis vor wenigen Jahren wurde er noch vielfach weiß gecheuert und mit feinem Sande bestreut. Heute ist das eine Seltenheit, über die sich der Bauer selber lustig macht. Die Hausmädchen sollen es allerdings dadurch nicht mehr so bequem haben; denn früher brauchte man nur flüchtig auszufehren und durch eine neue Sandschicht dem Ganzen ein frisches Gesicht zu geben.

Eine besondere gute Stube ist indes nur bei dem reicheren oder vornehm sein wollenden Bauer anzutreffen. Den meisten steht nur ein besseres Wohnzimmer zur Verfügung, in das der Besuch geführt werden kann.

Die Schlafräume lassen oft zu wünschen übrig. Selbst wenn gute Räume zur Verfügung stehen, so werden sie manchmal aus Sparsamkeitsrücksichten nicht benutzt, ja es werden sogar die besten Zimmer für etwaigen Besuch reser-

viert, obgleich der Bauer selten „heimgeſucht“ wird. Die Betten ſind gewöhnlich unten mit Stroh gefüllt, darüber liegt ein Kiſſen mit Haſerſtreu. Für den Fremden ſteht allerdings oft — ſchon des Imponierens wegen — ein bequemerer Bett mit Sprungfedern zur Verfügung. Eine eigenartige Miſchung von Prunkſucht und Sparſamkeit iſt vielfach beim Bauer wahrzunehmen. Er dreht den Groschen, den er im Schweiß ſeines Angeſichts hat verdienen müſſen, dreimal in der Hand, ehe er ihn ausgibt, und doch will er nicht ſeine Dürſtigkeit zeigen und hinter andern zurückſtehen. Er ſtellt ein Sofa in ſein Zimmer, weil es einmal ſo Mode iſt, ſchont es aber nach Möglichkeit, um es lange neu zu erhalten, ähnlich wie die halb ziviliierten Indianer der „Bornehmheit“ halber Betten in ihre Blockhütten ſtellen, ſich aber daneben legen, weil ſie der Gewohnheit wegen auf harter Erde beſſer ruhen. — Vom Lüſten iſt der Bauer früher kein übermäßiger Freund geweſen. „Warum iſt die Luſt auf dem Lande ſo gut?“ heißt eine Scherzfrage, und die Antwort lautet: „Weil der Bauer die Fenſter zuhält.“

Die moderne Zeit jedoch klopft auch an die Tür des Landmannes, gebieteriſch Einlaß verlangend. Unſere Nahedörfer fangen an, ſchmuck zu werden. Die gepflaſterten Straßen machen in ihrer Reinlichkeit einen freundlichen Eindruck. Die ländlichen „Goldgruben“, ohnedies meiſt in geſchloſſenem Hofe verſteckt, ſind wasserdicht eingefaßt. Wo das Geld fehlt, wird ja dazu Beihülfe gewährt. Das Dunkel der Nacht wird von Laternen unterbrochen. Die winzigen Häuſchen der Leibeigenen des vorletzten Jahrhunderts, ſowie mancher altehrwürdige Bau aus Holzſachwerk weicht helleren, luſtigeren Räumen, vor deren „Staats“ Vorhängen die altdeuſche Einfachheit flieht. Nicht mehr ſpinnt die Braut mit der Mutter das häuſlich-grobe, ſolide Sinnen. Wenn ſie nicht von dem Fleiß der Großmutter zehrt, die ja emſig auf Jahre voraus die Truhe mit feſtgewirktem Stoffe gefüllt hat, ſo beſorgt ihr die Fabrik oder das Warenhaus ein feines Maſchinengewebe, nicht ſelten zuſammen mit völliger moderner Einrichtung in billiger Preiſlage. So zieht die Neuzeit ein in die Behauſung des einfachen Mannes. Dem kleineren Bauern widmen wir ja hauptſächlich unſere Aufmerkſamkeit. Denn die wirklich reichen „Gutsbeſitzer“ an der Nahe ſind bald gezählt. In ihr Leben wollen wir nicht eindringen. Es iſt etwas

bequemer, wenn auch nicht sorgenloser. Dem alt-ländlichen Stile hat es einige „städtische“ Züge beigemischt, als da sind Kaffeekränzchen und ähnliche Scherze. Drum bleiben wir beim kleinen Manne und sehen nun in seinen Kochtopf.

Der Stolz des Bauern sollte eine geräumige Küche sein. Die Alten schienen darauf weniger Gewicht zu legen, obwohl vielfach die Mahlzeiten daselbst eingenommen wurden wie heute noch. An dem schweren Tische aus Eichenholz speist meistens die ganze Familie mit dem Gesinde, selbst bei manchem reicheren Bauern; denn nicht achtet er es unter seiner Würde, mit denen gemeinsam zu essen, mit denen er gemeinsam arbeitet, — ein patriarchalischer Zug, gestärkt durch die Ideen der Gleichheit, die ihn vor etwas über 100 Jahren aus der Knechtschaft befreit haben. Der Bauer führt durchweg eine bescheidene Küche. In den Hauptzügen ist sie wie früher, nur etwas besser. Zum ersten Frühstück und zum Vesperbrot gibt es Kaffee mit Brot, Butter und Käse, zum zweiten Frühstück um 9 Uhr statt des Kaffees einen leichten Hauswein, mittags Suppe, Kartoffeln, Gemüse und Schweinefleisch, im Sommer zur Abwechslung Rindfleisch, doch wohl selten mehr als 1—2mal in der Woche, abends Kartoffeln meist gequellt, dann aber auch gebacken, geröstet oder als Salat, etwas Fleisch dazu; denn damit muß man sparsam umgehen, wenn der Vorrat fürs ganze Jahr reichen soll, und im Sommer gewöhnlich erfrischende dicke Milch, die allerdings entrahmt ist.

Diese Ernährungsweise ist zwar einfach, doch meistens reichhaltig und für einen gesunden Magen bekömmlich und steht vielleicht dem ewig wiederkehrenden „Aufschnitt“ mancher Familie in den Städten nicht sehr viel nach. Indes vielfach wird nur in Familien mit fremdem Personal pünktliche und bessere Küche geführt. Die Rücksicht auf das Gesinde, das schwer zu haben ist und dazu leicht einen schlechten Ruf verbreiten kann, zwingt eben dazu. In Haushaltungen, die keine Diensthöten haben, ist es manchmal traurig bestellt. Leider trifft oft die Hausfrau die Schuld, mit deren Kochkunst es in der Regel nicht weit her ist. Im Sommer freilich fehlt oft die Zeit. Der Mann wird ja allein nicht fertig; ein Gewitter droht; das Heu oder das Getreide muß noch nach Hause, ehe das Unwetter losbricht; da bleibt kaum Zeit zum Essen eines kalten Imbisses, geschweige denn zum Kochen. Eine betäubende Folgeerscheinung ist, daß der Mann leicht dadurch dem Alkoholgenusse sich hingibt. Müde

und hungrig stürzt er in der Eile einen Schoppen Wein hinunter. Der Alkohol betäubt die Sinne, stumpft ab und läßt eine elende Lage weit weniger empfinden, als wenn man im vollen Besitze der Vernunft ist. Es war die höchste Zeit, daß durch die Einrichtung von praktischen Kochkursen und Haushaltungsunterricht dem Uebel jetzt abgeholfen wird.

Eine geschickte Hausfrau weiß vieles wertvoll auszunutzen, das andere achtlos beiseite werfen. Wenn sie auch aus Leder kein Beefsteak machen kann, was unsere französischen Nachbarn fertig bringen sollen, so kann sie doch, wenn sie Kenntnisse hat, auch gepökeltes Schweinesfleisch im heißen Sommer einmal genießbar zubereiten. In den einfachsten Dingen herrscht vielfach noch große Unwissenheit, oder es stehen kleinliche Bedenken entgegen. Manchen ist z. B. die Verwertung von unreifem Obst zu Gelee unbekannt, oder man scheut die unmittelbaren Kosten für Zucker, ohne zu bedenken, daß Zucker für Kinder geradezu ein Nahrungsmittel ist; ja man fürchtet den stärkeren Brotverbrauch. „Wenn ich meinen Kindern Gelee aus Brot schmiere, essen sie doppelt soviel,“ sagte einmal ein Flurschütz, „und das kann ich bei meinem Tagelohn von 1,50 Mk. nicht machen“.

Die armen Kinder! Selbst am Brot wird gespart. Und doch wie gern begnügen sie sich oft mit Brot; denn nicht immer bekommt ihnen die schwere Kost, die vielfach nur für die geeignet ist, die schwere Arbeit verrichten, nicht aber für Kinder, die schon 5 Stunden in der Schule sitzen müssen. Gewiß manchmal ist es nur Voreingenommenheit der Kleinen gegen gewisse Speisen. In dem Falle kann man sie durch List zum Essen bringen. Doch hüte man sich vor Zwang; denn im allgemeinen gilt: Was der Natur widerstrebt, das dient ihr nicht. Wenn auch der Bauer schlecht imstande ist, sich frische Wurst zu kaufen — „Ein belegtes Brot,“ sagte mir neulich ein Bauer an der Nahe, „kann ich mir nicht gestatten,“ und mancher wird ihm zustimmen —, so gibt es doch manche Dinge, die ihm das Leben etwas angenehmer machen können. Bauer, hilf dir selbst! Spare nicht am unrichten Plage! Wenn die Eier billig sind, dann iß sie selber, und wenn du einmal ein Huhn abzusetzen hast, dann gestatte dir auch einmal eine Kraftbrühe; trinke Vollmilch und keine entrahmte, wenn du andere Speisen nicht vertragen kannst, und merke dir, daß dir ein einziges Glas besser bekommt als die zwei Gläschen

Fusel, die du für 10 Pfennige als Morgenstärkung zu dir nimmst, oder drei, selbst 5 Glas Bier, die du, wenn auch nicht zu oft, dir gestattest. Spare lieber etwas an Putz; denn ein frisches, gesundes Aussehen steht dir besser als ein moderner Rock. Ein Genießer brauchst du deshalb nicht zu werden; aber bedenke, daß du dir und den Deinen wie dem größeren Gemeinwesen einen gesunden Körper schuldest! Sorge für einen Garten mit gutem Gemüse und mit Obst und für einen hübschen Hühnerstall, und du hast schon manches, das dir nicht zu teuer zu stehen kommt!

Bienenzucht wird im unteren Nahetal wenig getrieben, ist auch wegen Mangel an blütenreichen Wiesen nicht sehr lohnend. Auch der Hühnerzucht schenkt man keine große Aufmerksamkeit. Es ist übrigens wohl fraglich, ob diese gewinnbringend ist in der Weise, wie sie von manchen Bauern an der Nahe gehandhabt wird. Auf ein Gehöfte kommen im Durchschnitt selten mehr als 12 Hühner. Für die Hühner fehlt es meist an Platz. Besondere helle und luftige Ställe für sie sind verhältnismäßig eine Seltenheit.

Leider steht dem Bauer überhaupt durchweg nicht zuviel Platz zur Verfügung, da die Gehöfte meistens eng aneinander gebaut sind. Die Stallungen schließen sich in der Regel unmittelbar an die Wohnungen an, selten sind sie durch einen Hof getrennt. Zumal in den älteren Häusern lassen sie viel zu wünschen übrig. Luft und Licht haben wenig Zutritt. In Sommernächten ist es für die Tiere unerträglich, zumal da wegen der in unmittelbarer Nähe der Türen und Fenster befindlichen Tiere möglichst alles geschlossen gehalten wird. Wie schön war es doch vordem, wenn der Kuhhirt blies und die Tiere lustig brüllend zur Weide eilten! Verstummt ist das Glockengeläute und das Horn des Hirten.

Der Verlust der Freiheit hat wohl auch teilweise die Gesundheit der Tiere beeinträchtigt. Nicht ohne Grund kommt so viel Fleisch auf die Freibank. Und wie manches Stück Fleisch kranker Tiere mag verzehrt werden, das auf seine Genießbarkeit hin nicht untersucht worden ist! Die in letzter Zeit eingerichteten „Kreisjungviehweiden“ sind daher vielleicht eine recht wichtige Neuerung. Zwar ist der Landwirt so wie so schon auf sein Vieh, das einen teuren Wertgegenstand darstellt, sorgsam bedacht; aber Mangel an Zeit und Mitteln gestatten ihm keine rationelle Pflege.

Die Pflege des Viehes erheischt viel Arbeit. Es will dreimal täglich gefüttert sein. Im Sommer ist der Klee weit vom Felde zu besorgen; das Futter muß zerkleinert werden. Maschinen stehen nicht immer zur Verfügung; das meiste muß mit der Hand erledigt werden; die Arbeitskräfte sind teuer, das heißt der Bauer kann nur schwer höhere Löhne zahlen, wenn er selber dabei bestehen soll. Kein Wunder daher, wenn der Viehbestand im Nahegau durchweg gering ist. Man greife eine beliebige Bürgermeisterei heraus. In einer, die fast überwiegend Landwirtschaft treibt, waren im Jahre 1905 1694 Gehöfte, davon 1256 mit Viehbestand. An Pferden wurden gezählt 247, an Rindvieh 3944 (pro Gehöft 3,13), an Schweinen 2252 (pro Gehöft 1,79). Eine andere Bürgermeisterei mit überwiegend Weinbau zählte 1908 bei 1103 Gehöften überhaupt und 791 viehbesitzenden Haushaltungen 132 Pferde, 1973 Rinder, 1086 Schweine (pro Gehöft 0,17 Pferde, 2,49 Rinder und 1,37 Schweine).

Aus diesen Zahlen ergibt sich, daß der Bauer an der Nahe jährlich wenig absetzen kann. Den Hauptverdienst hat er an den Schweinen, die er selbst verwertet, und an Milch und Butter, allerdings meist deshalb, weil er damit sparsam umgeht. Es ist daher eine Frage, ob hohe Fleischpreise für den Winzer an der Nahe sehr vorteilhaft sind. Die Schafzucht ist an der Nahe unbekannt. In neuester Zeit kommt die Ziege, die „Beamtenkuh“ mehr zur Geltung. Es bilden sich bereits „Ziegenzuchtvereine“.

Der Absatz des Viehes ebenso wie des Getreides und der anderen, ländlichen Produkte erfolgt fast ausschließlich durch den Zwischenhandel. Eine charakteristische Erscheinung auf dem Lande ist der Makler, der Mittelsmann, gewöhnlich ein Jude. Er vermittelt den An- bez. Verkauf von Vieh, Getreide, Wein, betreibt häufig nebenbei ein Metzgergeschäft oder handelt mit Mehl, Kleien oder dergleichen ländlicher Bedarfsartikel, — und besorgt das Geld. Er gewährt weitgehenden Kredit gegen einigermaßen sichere Bürgschaft, gibt das Geld gern und willig; denn er weiß, das ist sein Geschäft, und so leicht geht ihm nichts verloren. Er nimmt die Prozente, die das Gesetz ihm gestattet. Hinterpförtchen stehen ja immer noch offen. In ehrlicher Weise hält er seinen Mann fest, nötigt ihn, bei ihm zu kaufen, wenn er ein Kleinwarengeschäft hat, oder wenigstens durch ihn seine Geschäfte abzuschließen, wobei immer etwas abfällt, zumal

wenn man es dadurch in der Gewalt hat die Preishöhe in etwa zu bestimmen. In einem Dorfe an der Nahe, das etwas über 200 Bürger zählt, hat ein einziger Makler Handschriften im Werte von 60 000 Mk. natürlich ganz christlich zu 5 Prozent — ohne den Nebenverdienst. Nicht ohne Grund sind wohl die meisten Makler, von Berlin und Frankfurt abgesehen, gerade in den fruchtbarsten Gegenden unseres Vaterlandes anzutreffen, da, wo der Honig, wenn auch nicht fließt, so doch wenigstens tröpfelt, da wo der kleinbäuerliche Grundbesitz vorherrscht, der bekanntlich am meisten verschuldet ist.

Es läßt sich freilich nicht leugnen, daß der Mittelsmann oft von Vorteil sein kann, ja, er wird wohl auch in Zukunft ein notwendiges Uebel bleiben, es müßte denn sein, daß die Bauern sich enger verbünden und eine Art Ring bilden. Spar- und Darlehnskassen haben dem Geldwucher gewaltig Abbruch getan. Mancher bleibt indessen noch von den Kassen fern. Es mag freilich öfters vorkommen, daß die Kassen in der Kreditgewährung zu ängstlich sind. Dann hält manchen Bauern der Stolz zurück; er mag seinen Mitbürgern im Dorfe seine Verhältnisse nicht anvertrauen, wähnend, bei einem Geldmenschen sei sein Geheimnis gut verwahrt, während das Gegenteil der Fall ist; denn ein solcher ist nur so lange verschwiegen, als er Vorteil davon hat. Auf die Dauer läßt sich überdies in einem Dorfe, wo der eine weiß, was der andere mittags im Topfe hat, doch nichts geheim halten.

Der Bauernstolz und vor allem die Zähigkeit, mit der der Bauer an seiner Scholle hängt, haben gewiß ihr Gutes. Indes es ist doch zu viel, wenn einer bis aufs äußerste kämpft, selbst wenn er sich sagen muß, daß all sein Ringen umsonst ist. Wie es an der Nahe damit aussieht, das zeigen die vielen Zwangsversteigerungen von Grundstücken, deren Zahl am Amtsgerichte in Kreuznach im letzten Jahre auf 70 gestiegen ist, während vorher die höchste Zahl kaum über 30 hinausging. Wie schwer drücken den Winzer die Schulden von nur 4000 Mk., und manches Winzerchen hat gar mehr als zehn-, ja zwanzigtausend Mark Schulden. Mühsam quält er sich, die Zinsen abzutragen. Vergebens! Die Schulden mehren sich riesenschnell. Es folgen einige Mißjahre; keine Aussicht auf Rettung; man schleppt sich weiter, hofft auf einige gute Weinjahre, die helfen sollen. Doch die Hoffnung wird zu nichte, und nun folgt der Zusammenbruch. Hätte

man vielleicht etwas früher aufgehört, so wäre noch etwas übrig geblieben, auf alle Fälle hätte man nicht nutzlos für andere seine Kräfte aufgerieben. Mit Schuldenzinsen zu arbeiten, ist für den Winzer ein gewagtes Spiel.

An der ungünstigen Lage ist in etwa auch die unrichtige Bewertung des Bodens schuld. Die ältere Abschätzung von 1856 (!) paßt auf die heutigen Verhältnisse nicht recht. Der Ackerboden wird im Verhältnis zum Fortschritt der Industrie wohl zu hoch eingeschätzt. Vielfach verstehen die Bauern zu wenig zu rechnen bzw. zu berechnen, wie man auf Wertsteigerungen oft wahrnehmen kann, wo manchmal ungewöhnliche, man möchte sagen „Liebhaverpreise“ bezahlt werden. Buchführung ist wenig bekannt. Mancher versteht es sogar nicht, den Rohertrag vom Reinertrag zu unterscheiden. In diesem Punkte scheint manches Bäuerchen an der Nahe eine allzu ehrliche Haut zu sein. Darin könnte es von dem reicheren und besser unterrichteten Better in Ostelbien vor allem einiges lernen. Doch wünschen wir, daß es ehrlich bleibe!

Wie der einzelne so sind auch oft die Kommunen stark verschuldet. 200—300 Prozent betragen meistens die Gemeindelasten, was bei den geringen Einnahmen sich ganz empfindlich bemerkbar macht. Die Gemeinden müssen sparen, wo es nur geht. Indes zu dem ganz strammen, altpreußischen Sparsystem läßt sich heutzutage nicht so leicht zurückkehren. Gibt es doch eine Reihe von Dingen, die unbedingt nötig sind, wie z. B. der Bau von Wasserleitungen, Verkehrswegen und dergleichen. Wie schlimm ist es vor allem mit der Wassernot in manchem Dörflein des Nahegaus! Werkwürdig konservativ und wenig unternehmigslustig ist der Bauer. Man bedenke, welch' prächtige Wasserleitungen vor fast 2000 Jahren die Römer angelegt haben, und vergleiche die bisherigen Zustände! Wie wenig hat man von ihnen gelernt! Wie sehr hängt man am Alten! Wenn der Großvater sich mit einem Ziehbrunnen beholfen hat, weshalb soll der Sohn es nicht auch fertig bringen, wozu braucht er eine teuere Pumpe oder erst gar eine Wasserleitung? Und wer mit Wasser versorgt ist, denkt, er habe nicht nötig für den Nutzen und die Bequemlichkeit anderer zu zahlen. So ist es mitunter mit Wasser recht kläglich bestellt. In vielen Dörfern hat die Hälfte der Brunnen gesundheitsschädliches Wasser, vergiftet von durchsickernden Stoffen aus Zauche-gruben, oder sie geben so spärlich Wasser, daß man in

Gebrauche sehr behutsam ist. Zu Badezwecken es zu verwenden, wäre fast sündhaft. Einer großen Anzahl von Gemeinden der unteren Nahe wird jetzt durch ein Kreiswasserwerk aus der Not geholfen. Einem oder dem anderen sagt das natürlich wenig zu. Indes er muß sich dem, was die Mehrheit billigt, fügen. Der Zwang ist in solchen Fällen nicht unberechtigt. Gerade bei notwendigen Neuerungen bleibt oft nichts anderes übrig. So bringt es eben das gemeinsame Leben mit sich.

Die Dorfgemeinschaft hat dafür mancherlei Vorteile. Kirche und Schule sind bequem zu erreichen. Man lebt gesellig beieinander. Fehlt etwas, so eilt man flugs zum Nachbar und findet Hilfe. Täglich sieht man eine Reihe von Freunden und Bekannten und weiß sich immer was zu erzählen. Nach des Tages Arbeit findet man sich ein im windficheren Winkel oder unter den duftenden Zweigen der alten Dorflinde. An den langen Winterabenden kann man bequem bei einer lustigen Tante „maien“ oder bei dem gelehrten Schuster, wo man sich allerhand bunte Geschichten erzählt, vor allem vom Schinderhannes, der zu Napoleons Zeit an der Nahe seine Räubertaten verübte, bis ihm schließlich samt seinen Spießgesellen zu Mainz der Prozeß gemacht wurde. Schauerlich einsam denkt man sich das Leben auf einem abgelegenen Hofe, wo man Tag für Tag dieselben Gesichter sieht und stundenlang durch Wind und Wetter muß, wenn man sich einmal an einer geselligen oder lehrreichen Abendunterhaltung beteiligen will. Und von der Geselligkeit abgesehen, gibt es eine Reihe von Einrichtungen, die sich in einer Dorfgemeinschaft durch gemeinsamen Kostenaufwand verbilligen, wie Wasserleitungen, Molkereien oder, was die Zukunft noch bringen wird, Gas und Elektrizitätswerke.

Für diese Vorteile muß man freilich auch manches weniger Angenehme mit in Kauf nehmen. Ohne Zweifel hat das Leben auf einem Hofgute auch seine Vorzüge, wenn es dem Getriebe der Welt nicht allzufern liegt. Wie hübsch sind doch die Farmen im Osten und in der Mitte der Vereinigten Staaten! Dort erheben sich an den von den Städten ins Land führenden Straßen alle 1—2 Klm., je nach der Dichtigkeit der Bevölkerung, die stolzen Farmhäuser. Frei und ungestört schaltet hier der Bauer. Praktisch ist er eingerichtet; an Platz braucht er ja nicht zu sparen.

Vom Wohnhause getrennt liegen die bequem eingerichteten Stallungen und Scheune. Um das Haus sind Garten und Baumanlage, und daran schließt sich als ein zusammenhängendes Ganze das Acker- und Wiesenland und oft noch ein „Busch“. Erquickend weht da die Luft, während in einem Dorfe an schwülen Sommertagen ein dunstiger Rauch entgegenweht. Wie eng stehen auch häufig die Gehöfte und Häuschen nebeneinander in den schmalen Gassen mit den Dungstätten! Zwar ist es im Nahetal gegen früher und im Vergleich zu anderen Gegenden unseres Vaterlandes weit besser geworden. Scharfe Polizeiverordnungen sorgen weise. Ein Ausländer mag sich lustig machen über die vielen „Verfügungen“. Gewiß, die eine oder andere mag überflüssig sein; indes im großen und ganzen sind sie bei dem dichten Zusammenleben eine Notwendigkeit. Wo man auf Schritt und Tritt mit dem Wohle seines Mitmenschen in Widerspruch geraten kann, darf man nicht tun oder lassen, was seinen berechtigten Aerger herausfordert oder gar sein Wohl gefährdet.

Das Unerfreulichste, das unser fränkisches Dorfleben mit sich gebracht hat, ist die weite Entfernung und die Zerstückelung des Grundbesitzes. Eine halbe Stunde und mehr braucht man oft, um an seine Parzelle zu kommen. Dazu ist diese klein, und nun heißt es zur nächsten weiterziehen. Zur Mittagszeit muß man nach Hause, um das Vieh zu füttern und das Mahl einzunehmen, und am Nachmittage geht es wieder hinaus. Ein riesiges Quantum Arbeitskraft wird auf diese Weise nutzlos verbraucht. Doch die unnütz vergossenen Schweißtropfen machen das Herz nicht so schwer wie der Gedanke an die vielen Flüche und Verwünschungen, die an mancher Grenzfurche ausgestoßen worden sind, und an die bittere Feindschaft, die infolge einer leichten Grenzbeschädigung zwischen ganzen Familien und Sippen entstanden ist. Davon können lange Spalten der Gerichtsakten erzählen.

Eine zusammenhängende Gestalt haben die Felder selten gehabt. Die früher gemeinschaftliche Feldmark wurde nämlich nach Schlägen verteilt und nach der französischen Revolution infolge der Gleichstellung der einzelnen Kinder so weiter verteilt, daß jedes Kind möglichst in jeder Flur einen Teil erhielt. Mit Vorliebe wurden die besseren Felder, selbst wenn sie nicht besonders groß waren, geteilt.

Diesem Zustande soll nun die Zusammenlegung der Grundstücke abhelfen. Völlige Konsolidation ist wegen der großen Bodenunterschiede im Nabetal ausgeschlossen, nicht einmal eine Vereinigung sämtlicher Fluren ist angebracht. Geht man von diesem Gesichtspunkte aus, so mag man die Landwirte vielleicht am ehesten für die Zusammenlegung gewinnen. Vor allem die Tagelöhner und die „Zwergbauern“ d. h. Leute mit weniger als 5 Morgen Land — und deren Zahl ist im Nabetal recht groß — stehen ihr am feindlichsten gegenüber. Von einer Zusammenlegung in unmittelbarer Nähe des Dorfes ist natürlich Abstand zu nehmen —, selbstredend auch von Weinbergen, Garten-, Obst- u. dergl. Anlagen, ebenso von steil abfallendem Gelände, kurz von solchem Lande, das nur Bebauung durch Handarbeit gestattet, ferner von Land, dessen Ertrag nicht sehr lohnend ist, wie z. B. in der Nähe von Wald, wo sich übrigens schwer eine Verständigung herbeiführen ließe. Hier muß man den Dingen ihren natürlichen Lauf lassen. In der Zukunft wird es sich schon von selbst ändern. Denn das Bestreben nach Abrundung steckt so wie so schon in dem Landmanne. Infolge Sterbefälle, Auswanderung, Zwangsversteigerung kommt immer ein oder das andere Stück zum Ausgebot, und der Nachbar läßt sich nicht leicht die Gelegenheit entgehen, hier, wenn das Land auch etwas minderwertig ist, seinen Besitz zu vergrößern; denn es „rentiert“ sich dann besser.

Auf alle Fälle wäre es angebracht, dem Landwirt durch Erlassung von Stempelgebühren und Vereinfachung des Verfahrens entgegenzukommen, wenn er durch Ankauf oder Tausch „zusammenlegen“ will, während man umgekehrt Teilungen durch hohe Stempelabgaben entgegenarbeiten dürfte. Im allgemeinen scheut man stets hohe Kosten. Leider berechnet man meist zu sehr die augenblicklichen Kosten und übersieht dabei die Vorteile für die Zukunft. Die 5 bis 6 Mark pro Morgen, die das Zusammenlegungsverfahren kostet, fürchtet man zwar nicht so sehr. Da sind aber andere mitunter recht kleinliche Bedenken. Man hat Angst, „ausgehungertes“ oder ein wenig minderwertiges Land zu bekommen, scheut den Verlust an Land, der durch die Anlage schöner, breiter Wege entsteht, ohne zu berechnen, daß dies durch Beseitigung mancher Grenzfurche, wo immer der Nachbar in Mitleidenschaft gezogen wird, voll ausgeglichen wird, gar

nicht zu reden von den Vorteilen, die durch ein geordnetes Wegenetz, Vornahme von Ameliorationen, bequemerer Bewirtschaftung usw. erwachsen. —

Man könnte einwenden, daß bei einer einfachen Feldbereinigung die Parzellenzahl kaum merklich verringert wird, da vor allem der Zwergbauer selten mehr als ein Stück in derselben Flur sein eigen nennt, sodaß der Kostenaufwand wenig dem Erfolge entspricht, von dem mehr Begüterten natürlich abgesehen. Das muß man freilich zugeben. Indes dem ließe sich dadurch abhelfen, daß zwei oder mehr Gewannen, die keinen erheblichen Bodenunterschied haben, zusammengelegt werden, und dadurch, daß allzu kleine Parzellen in der einen Gewanne gegen solche in der anderen ausgetauscht werden. Bei etwas gutem Willen und einigem Opferfönn läßt sich immerhin viel erreichen. Der kleine Mann wird dabei nicht zu kurz kommen. Werden doch gerade die kleinen Leute im Laufe der Zeit gezwungen werden, sich zusammenzuschließen und zu intensiverem Maschinenbetrieb überzugehen, wenn sie den Wettbewerb mit den größeren aushalten wollen.

Weiter befürchtet man ein Sinken des Bodenwertes, da der kleine Mann nicht leicht imstande ist, einen größeren Komplex auf einmal anzusteigern, da ihm dazu die Mittel fehlen. Dem läßt sich erwidern, daß hinreichend kleine Grundstücke selbst bei einer ziemlich ausgedehnten Bereinigung übrig bleiben. Außerdem könnte man ja die Teilung allzu großer Flächen gestatten.

Hier wirft sich allerdings die Frage auf, inwieweit man eine Teilung zulassen darf. Es ist klar, daß eine Teilung kleiner Parzellen unzulässig sein muß, wenn die Zusammenlegung überhaupt einigen Wert haben soll. Unter 2 Morgen sollte auf keinen Fall geteilt werden dürfen. Es läßt sich dann allerdings nicht leugnen, daß ein kleiner Mann, der nur 4 Morgen hat, 2 in einer guten und 2 in einer schlechten Lage, bei der Teilung unter seine Kinder in einige Verlegenheit kommt, wenn er nicht durch Geld ausgleichen kann. Doch ein kluger Mann kann hier schon beizeiten vorbauen, und wenn schließlich die jüngeren Kinder, die gewiß nichts dafür können, daß sie später geboren sind, von einer gewissen Härte getroffen werden, müssen sie bedenken, daß die älteren Geschwister manchmal jahrelang für sie mitarbeiten mußten, und daß sie schließlich mit ein paar winzigen Parzellen auch nicht besser gestellt wären.

Bei einer derartigen Flurbereinigung wird der Landflucht durchaus nicht der Weg geebnet. Denn dem Tagelöhner bleibt immer noch die Möglichkeit, kleinere Partien anzukaufen und sich so im Laufe der Jahre allmählich emporzuschwingen. Ja, wenn er sowohl wie der größere Bauer rationeller wirtschaften und wenn letzterer höhere Löhne insolgedessen zahlen kann, so wird der Landflucht sogar Einhalt geboten. Denn die Landflucht wird immer in erster Linie von den Löhnen und den Verhältnissen abhängen. Daß diese augenblicklich an der Nahe nicht glänzend sind, ist gezeigt worden. Die Löhne betragen teilweise noch 1.50 Mk., sind freilich in den letzten Jahren auf 2 Mk. und mehr gestiegen. Viele hat daher das Auswanderungsfieber ergriffen. Infolge der schlechten Weinjahre wird im Winter wenig „gerodet“, d. h. es werden wenig neue Weinberge angelegt, und Arbeiten, die nicht unumgänglich notwendig sind, werden nicht ausgeführt. So fehlt es denn an Arbeit, und drum zieht man hinaus ins „Niederland“, wie man sagt, d. h. in das Ruhrkohlengebiet.

Glücklich fühlt sich, wer einigermaßen in einer nahegelegenen Werkstätte irgendwelche Arbeit erhalten kann. Ist es ihm zu verübeln? Am Ende der Woche blinkt ein größerer Lohn auf dem Tische. Das Geld für die Eisenbahnfahrt wird wenig gerechnet. Das Essen nimmt man in der Blechbüchse mit. Zur Ergänzung gibt es in der Stadt ja billige Wurst, die übrigen Lebensmittel, wie Butter, Käse, Eier sind ja ohnedies auf dem Lande um keinen Pfennig billiger. Kurzum man denkt, der kleinbäuerliche Betrieb ist eine „Plackerei“.

„Paradies der Nahe!“ Ich will's gestehen: Ein Fragezeichen war dem „Paradiese“ beigelegt, als ich vor einigen Jahren den Entwurf zu diesen Zeilen niederschrieb, damals als das amerikanische Farmleben den ländlichen Betrieb an der Nahe mir herzlich bescheiden erscheinen ließ. Ein anderes Gesicht zeigte das erste Bild des „Paradieses“. Einer pessimistischen Stimmung war es entwachsen, trübe, düster, dafür freilich interessanter. Nun ist ein Zwitterding daraus geworden. Die Zeit lehrt Mäßigung. Und so kam es mir schließlich hauptsächlich darauf an, einige Gedanken zum Nachsinnen zu geben, in dem Bestreben, vielleicht etwas nützlich sein zu können. Aus dem Grunde verzichtete ich darauf in manche Fragen tiefer einzudringen und genaues statistisches Material zu sammeln. Das Bild wäre schwerlich

günstiger geworden. Zur Selbsthilfe wollte ich vor allem auffordern. Daher mein Eintreten für weitere Ausbildung. Denn durch die Schulung wird die Selbsthilfe wohl am leichtesten ermöglicht, und gleichzeitig damit die Pflege des Gemeinfinnes. Durch Korporation, Arbeitsvereinigung, können die Landleute ihr Los sich besser gestalten und in die Lage kommen, mit dem Auslande auf die Dauer den Wettbewerb aufzunehmen.

Die besten Erfolge werden heute vielfach durch Großbetrieb erzielt, durch das Zusammenwirken von Spezialisten. Wie schwer fällt es einem alleinstehenden Manne, nehmen wir einen Schneidermeister, Bestellungen pünktlich zu erledigen, mit der neuesten Mode auf dem laufenden zu bleiben, auf Ausstände zu warten oder Verluste zu verschmerzen! Und ist er gar wenig geschickt — in jedem Berufe gibt es Unbegabte — so kann er sich nur freuen, wenn er in einem größeren Betriebe einen Unterschlupf findet, wo er in eine bestimmte Tätigkeit sich einarbeiten kann, um am Wochenschluß einen sicheren Lohn zu erhalten. So hat auch der landwirtschaftliche Großbetrieb, wie in England z. B., sein Gutes. Die größere Möglichkeit der Anwendung von Maschinen verbilligt den Betrieb, und der Absatz in Masse stellt sich günstiger. Dadurch können auch höhere Arbeitslöhne gezahlt werden. — Nur in wenigen Grafschaften beträgt der Wochenlohn unter 20 Mark. Freilich allzu großer Besitz verhindert die gründliche Ausnutzung des Bodens. Und kommt erst das Pachtsystem hinzu, dann fehlt die Liebe zur eigenen Scholle. Wie schön ist das Gefühl, wenn man sich sagen kann: Dies alles ist mein Eigentum. Damit kann ich schalten, wie ich will — solange keine Hypothek darauf ruht!

So werden die kleinen Bauern in noch größerem Maße, als es bis jetzt schon geschehen ist, genötigt werden, „zusammenzugehen“. Man kann sich wohl kaum des Lächelns erwehren, wenn man unsere Bauersfrauen heute noch wie vor Jahrzehnten mit dem Korbe auf dem Kopfe die nicht geringe Last ihrer ländlichen Erzeugnisse bei Wind und Wetter auf unbequemen lehmigen Wegen nach Kreuznach auf den Markt schleppen sieht. Welcher Zeitverlust, welche Mühe! Wie bequem und vorteilhaft wäre ein gemeinsamer, sachkundiger, direkter Absatz an den Konsumenten! Oder ein anderes! Man klagt über Mangel an Platz und Arbeitskraft für Viehzucht. Ließe sich nicht dem leicht durch einen

gemeinsamen Weideplatz nach dem Muster der Jungviehweiden abhelfen? Doch ich überlasse es andern, solche Gedanken weiter auszuspinnen und in die That umzusetzen.

Ein gewisser Opfersinn wird freilich bei solchen gemeinsamen Betrieben verlangt werden. Man darf eben nicht neidisch sein, wenn des Nachbarn Kartoffeln dicker geraten. Es wird immer solche geben, die aus gemeinsamen Unternehmungen einen besonderen Vorteil für sich heraus schlagen wollen. Dem läßt sich aber schon in etwa vorbeugen, wenn völlig unparteiische Leute — ich denke in erster Linie an die Geistlichkeit, Lehrer und sonstigen Beamten auf dem Lande — mit in den Aufsichtsrat gewählt werden. Dies trägt vielleicht auch dazu bei, daß die Stände einander etwas nähertreten. Freilich gehört dazu eine mehr auf das Praktische gerichtete Erziehung der gebildeten Kreise, die Erziehung zu einem Staatsbürger, der mit den verschiedensten Erscheinungen des Lebens vertraut ist.

Man mag heute in der Welt hinkommen, wohin man will, man sieht allenthalben emsiges Streben, selbst in Ländern, von denen wir wenig Kenntnis haben, und von denen wir es wenig vermuten. Wir sind ja mitunter geneigt, uns für allein tüchtig zu halten. In den weiten Gefilden Canadas und der Union entreißt man mit oft wunderbarer Geschicklichkeit der nährenden Erde reiche Schätze. England wünscht sich Frankreichs üppige Landwirtschaft. Böhmen, Oesterreich blühen auf. In Ungarn baut man Wein mit den Mitteln der Kunst wie hier, spritzt schwefelt, studiert und verbessert. Kurzum allenthalben ein kühnes Streben, ein scharfer Wettbewerb! Darum kraftvoll vorwärts!

Hoffen wir, daß für das Nahetal bald wieder bessere Zeiten kommen, damit seine Verhältnisse der paradiesischen Schönheit der Landschaft in etwa wenigstens sich angleichen. Mögen diese Zeilen den Naheländer anregen, selbst munter und frisch am Fortschritt seiner Heimat tätig zu sein; mögen sie aber auch das Interesse weiterer Kreise wecken und einen oder den anderen veranlassen, einen Abstecher in dies liebliche Tal dort am Rhein zu machen, wo es einem sicher beschieden ist, beim perlenden Weine auf einige Stunden wenigstens von einem glücklichen Paradiese zu träumen und zu singen:

„Frei fühlt sich die Brust
Von Sorgen und Dual
Im Nahetal!“